

Wöchentlich 85 Blg., monatlich 2,60 M. im voraus zahlbar. ...

Der „Vorwärts“ erscheint wochentags zweimal, Sonntags und Montags einmal, die Abendausgaben für Berlin und im Handel mit dem Titel „Der Abend“.

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Die einseitige Reparationsfrage ...

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstraße 3

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Postcheckkonto: Berlin 37536. — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten ...

Regierung gegen Tariferhöhung.

Das Reichsbahngericht soll entscheiden.

Amlich wird mitgeteilt: Die Reichsregierung hat sich mit dem Antrag der Reichsbahngesellschaft auf Tarifierhöhung erneut befaßt.

Da die Reichsbahngesellschaft die Frage für geklärt und die baldige Entscheidung für geboten hält, erhebt die Reichsregierung keine Bedenken dagegen, daß die bestehende Meinungsverschiedenheit, ob und in welchem Ausmaße eine Tarifierhöhung als notwendig zu erachten ist, schon jetzt dem im Reichsbahngesetz vorgesehenen Reichsbahngericht unterbreitet wird.

Das Reichsbahngericht wird beim Reichsgericht gebildet. Es besteht aus einem Vorsitzenden, der vom Reichsgerichtspräsidenten auf fünf Jahre bestellt wird, und aus zwei Beisitzern.

Sitzung des Reichskabinetts.

Das Reichskabinett trat gestern unter dem Vorsitz des Reichskanzlers zu einer Sitzung zusammen. Hierbei wurde vor dem Urlaubsantritt des Reichskanzlers und verschiedener Mitglieder des Kabinetts noch eine Anzahl laufender Angelegenheiten beraten und entschieden, deren alsbaldige Erledigung notwendig war.

Die nächste Sitzung des Kabinetts dürfte voraussichtlich in der Mitte des kommenden Monats stattfinden.

Der Reichskanzler in Urlaub.

Reichskanzler Müller-Franken verließ gestern abend um 8.25 Uhr mit dem fahrplanmäßigen Zuge Berlin, um sich zu einem

vierzehntägigen Erholungsurlaub nach dem Schwarzwald zu begeben. Zum Abschied hatten sich der Staatssekretär in der Reichskanzlei, Dr. Bänder, sowie der Reichspresseschef, Ministerialdirektor Dr. Jeschke, auf dem Bahnsteig eingefunden.

Keine Manöver in Ostpreußen.

Die für Mitte September angelegten Übungen der Reichswehr an der ostpreussischen Küste, an denen Teile des Heeres und der Marine gemeinsam teilnehmen sollten, finden in diesem Jahre nicht statt. Den Grund für das Ausfallen dieser Übungen bildet im wesentlichen die angespannte Lage der Reichsfinanzen und das Bestreben, im Rahmen des Wehrhaushalts Ersparnisse zu erzielen.

Rameke und Reudell gehen.

Personalveränderungen im Reichsinnenministerium.

Der Leiter der Verfassungsabteilung im Reichsinnenministerium des Innern, Ministerialdirektor von Rameke, hat am Sonnabend einen längeren Urlaub angetreten, von dem er nicht mehr in das rote Haus am Platz der Republik zurückkehren wird.

Im übrigen ist auch der Bruder des früheren Innenministers, Ministerialrat Otto von Reudell, der als politischer Manager im roten Hause am Platz der Republik tätig war, rechtzeitig auf Urlaub gegangen.

Der Zug nach links.

Wandlungen der Regierungsmacht in Deutschland.

Von Wl. Woytinsky.

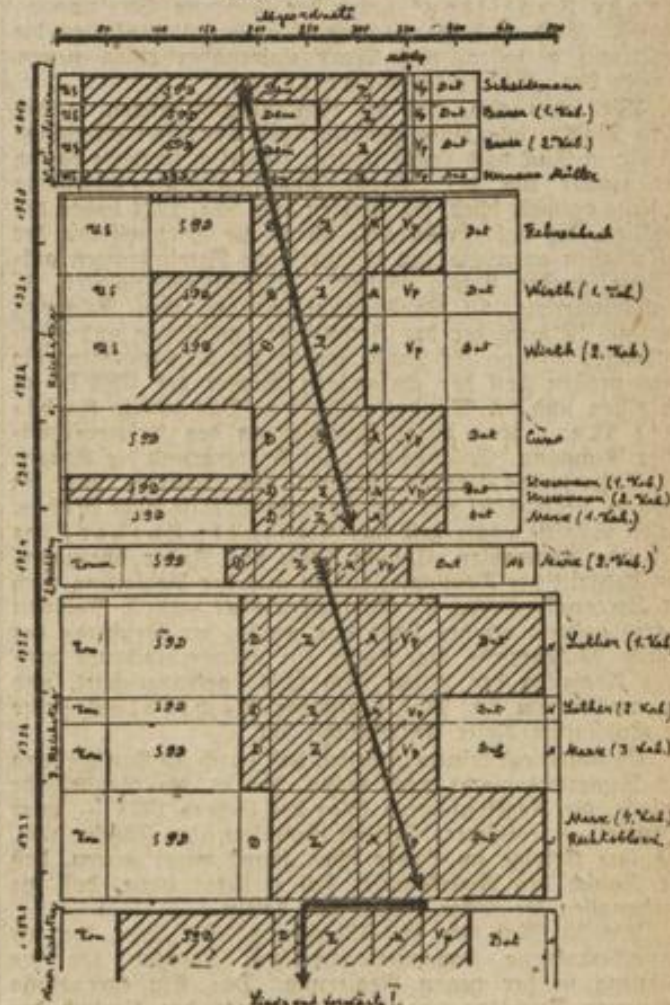
Das Kabinett Hermann Müller ist die 19. Regierung seit der Novemberrevolution. Läßt man die beiden Räte der Volksbeauftragten außer Anschlag, die einen außerparlamentarischen Charakter hatten, so hat Deutschland im Laufe von etwas mehr als 9 Jahren 17 Kabinette einander ablösen sehen.

Alle diese Kabinette waren Koalitionskabinette, sie stützten sich alle auf die eine oder andere Gruppe politischer Parteien bzw. ihrer Reichstagsfraktionen. Anders war es nicht möglich, weil es bis jetzt keiner einzelnen Partei gelungen war, die absolute Mehrheit der Wählerschaft hinter sich zu sammeln, die Mehrheit im Reichstag zu gewinnen und die volle Macht an sich zu reißen.

Bei der Bildung einer Koalition handelte es sich immer um ein Kompromiß. Eine Koalition zu schaffen, ohne den anderen — den Gegnern — Konzessionen einzuräumen ist ebenso unmöglich, wie einen Bär zu waschen, ohne sein Fell naß zu machen. Der Inhalt der Fraktionsverhandlungen war bei der Bildung jeder neuen Regierung ein anderer: bald traten die Probleme der Außenpolitik, bald die Steuern und Zölle, bald das Schulgesetz, bald sozialpolitische Fragen in den Vordergrund.

Um einen Rückblick auf diese Wandlungen zu erleichtern, haben wir auf dem nachstehenden Diagramm die Zusammen-

Die Regierungskoalitionen im Reichstag 1919 - 1928



setzung des Reichstags und der Regierungskoalitionen in jedem Monat der letzten 9 1/2 Jahre auf folgende Weise dargestellt: die Breite jedes Bieredes gibt die Zahl der Abgeordneten wieder. Jeder Reichstag ist in Fraktionen (nach ihrer Kopfstärke) geteilt angegeben, die von links nach rechts — wie im Sitzungssaal — geordnet sind: Kommunisten, Unabhängige Sozialisten (U.S.), SPD., Demokraten (Dem., D.), Zentrum (Z., einschließlich Bayerische Volkspartei), verschiedene Mittelparteien (M., einschließlich Wirtschaftspartei, Bauernbund u. dgl.), Deutsche Volkspartei (Vp.), Deutschnationalen (Dn.) und Nationalsozialisten (N.). Die Höhe jedes auf diese Weise verteilten Bieredes entspricht der Lebensdauer der entsprechenden Kammer.

Parker Gilbert bei Poincaré.

Dawes-Revision und interalliierte Schulden.

Paris, 23. Juli. (Eigenbericht.)

Der Generalagent für Reparationszahlungen Parker Gilbert hatte am Montag eine neue Unterredung mit Poincaré, nachdem er am Sonnabend in Dinar mit dem dort zur Kur weilenden amerikanischen Schatzsekretär Mellon verhandelt hatte.

Der Pariser Vertreter der „Telegraphen-Union“ will über den amerikanischen Standpunkt zu diesem Fragenkomplex folgendes von gut unterrichteter Seite erfahren haben:

Die Einstellung Washingtons geht dahin, daß Amerika sich in das gesamte Reparationsproblem nicht einzumischen habe. An die Schwierigkeiten der Transferzahlungen glaube man in Washington nicht. Man ist vielmehr überzeugt, daß Deutschland sich wirtschaftlich im Aufstieg befindet, was es ihm ermöglichen werde, die durch den Dawes-Plan übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Sehr anders wird in Washington die Frage der interalliierten Schuldenregelung beurteilt. Man weist immer wieder und gerade in letzter Zeit mit besonderem Nachdruck darauf hin, daß die Schuldenfrage zwischen den Vereinigten Staaten und England und den Vereinigten Staaten und Italien abschließend geregelt worden sei. Auch mit Frankreich wäre schon eine ähnliche Regelung getroffen worden, die allerdings noch nicht Gesetzeskraft erhielt, da Poincaré es bisher vermieden habe, das sogenannte Mellon-Berenger-Abkommen den französischen Kammer vorzulegen.

Berenger-Abkommen aufzutreten. Man ist sich in Washington allerdings darüber klar, daß die französische Regierung nach Mitteln und Wegen sucht und ihre Bemühungen fortsetzen wird, um ein günstigeres Abkommen zustandebringen. Man verschließt sich in Washington den französischen Erwägungen bisher aber rektlos. Wenn von französischer Seite aber immer wieder die Behauptung aufgestellt wird, daß die europäischen Mächte im Weltkriege außerordentliche Verluste an Menschenleben zu beklagen hätten — Frankreich allein 1 1/2 Millionen Tote — und daß es daher ein Gebot der Billigkeit sei, wenn die Vereinigten Staaten auf die Rückzahlung der von ihnen vorgeschossenen Gelder verzichteten, so hat man in Washington diesen Erwägungen gegenüber nur taube Ohren.

Der Pariser Vertreter der „Telegraphen-Union“ glaubt auf Grund seiner Erkundigungen hinzufügen zu können, daß auch eine neue Präsidentenwahl im März kaum etwas an der bestehenden Auffassung ändern dürfte. Die Amerikaner sind letzten Endes praktische Geschäftsleute und sentimentalischen Erwägungen nur in geringem Maße zugänglich. Ihnen erscheint die Regelung der interalliierten Schuldenfrage als eine Angelegenheit, die ein für allemal geregelt werde und daß es daher nicht angebracht sei, eine nach ihrer Auffassung gerechte Lösung erneut in Frage zu stellen. Man glaubt sich in führenden Finanzkreisen Amerikas auf dem Standpunkt stellen zu können, daß die Washingtoner Regierung bereits alles getan habe, um ihren früheren Kriegsschuldnern entgegenzukommen.

Bersärfte Reaktion in Litauen.

Auflösung der sozialdemokratischen Verbände auf dem Lande

Riga, 23. Juli (Eigenbericht.)

Die litauische Regierung hat neuerdings ihre bisherigen Bestrebungen gegen die sozialdemokratischen Parteiorganisationen wesentlich verschärft. Alle Provinzabteilungen der Partei sind bereits aufgelöst worden. Versammlungen und Vorträge werden systematisch verboten und die Organisationsarbeiten unterdrückt.

Jedes Biered wird ferner durch wagerechte Linien in Abschnitte geteilt, die den einander ablösenden Regierungen entsprechen; für die Dauer jeder Regierung sind die Fraktionen, auf die diese Regierung sich stützte, mit schrägen Strichen hervorgehoben.

Nach diesen Erklärungen wollen wir uns das Diagramm näher ansehen.

Die Nationalversammlung: Eine mächtige sozialdemokratische Vertretung (163 Abgeordnete der Mehrheitspartei, 22 Unabhängige). Eine sehr starke demokratische Gruppe (75 Abgeordnete) und eine noch stärkere Zentrumskategorie (91 Abgeordnete). Die Rechten sind dagegen verhältnismäßig schwach (19 Sitze der Volkspartei, 44 der Deutschenationalen). Hier wäre die Bildung einer linken Regierungsmehrheit leicht gewesen, auch wenn die Linken nicht vom Revolutionswind begünstigt gewesen wären! Die „Weimarer Koalition“ (Sozialdemokraten, Demokraten und Zentrum) verfügte über 329 Stimmen von 421, in ihr konnte von niemandem die sozialdemokratische Führung bestritten werden, die Sozialdemokratie konnte auch ohne Zentrum (mit den Demokraten allein) ebenso wie ohne Demokraten (mit dem Zentrum allein, wie dies bei dem 1. Kabinett Bauer der Fall war) regieren.

Dann kommt der erste Reichstag. Die Sozialdemokratie ist durch die Spaltung geschwächt (102 Mehrheitssozialisten, 84 Unabhängige), die Demokraten haben bei den Wahlen fast die Hälfte ihrer Mandate verloren, ihre Fraktion setzt sich nunmehr aus 39 Abgeordneten zusammen, auch das Zentrum hat Verluste erlitten, seine Fraktion ist auf 64 Abgeordnete zurückgegangen, sie hat aber noch die 21 Bayerischen Volksparteiler als Gefolge. Die Deutsche Volkspartei hat dagegen ihre Vertretung mehr als verdreifacht (65), auch die Deutschenationalen haben sich verstärkt (71). Die Weimarer Koalition hat keine feste Mehrheit mehr; sie verfügt über 205 Mandate von 459. Die Wiederholung einer Regierungskoalition nach dem Muster der Nationalversammlung ist also unmöglich geworden: das Kräfteverhältnis hat sich zugunsten der Sozialdemokratie verändert, die Macht mußte sich nach rechts — wie dieses der Pfeiler in unserem Diagramm zeigt — verschieben. So tritt die „Kleine Koalition“ der Mittelparteien (von den Demokraten bis zur Volkspartei) hervor, die auch unmittelbar keine feste Mehrheit besitzt, aber zwischen der Rechten und der Linken balancieren kann. Als der Führer solcher Balancierpolitik tritt naturgemäß das Zentrum auf (Kabinett Fehrenbach). Mitte 1922 wird die Regierung umgebildet: Wirth versucht die Rückkehr zur Weimarer Koalition. Aus dem Diagramm ist es aber klar, wie stark diese neue Auflage der Weimarer Koalition sich von den Regierungen der Nationalversammlung unterscheidet: die Sozialdemokratie mit dem Zentrum und den Demokraten hatte keine eigene Mehrheit, das Zentrum wollte sich nicht von den Unabhängigen abhängig machen und hielt eher nach rechts Umschau. Die Deutsche Volkspartei, ohne im Kabinett vertreten zu sein, regierte mit. Hinter der Fassade der Weimarer Koalition verbarg sich eine Gruppierung, die sich weit nach rechts erstreckte. Die Regierung Cuno, die das zweite Kabinett Wirth ablöste, hat der Volkspartei auch die unmittelbare Beteiligung an der Macht gebracht. Die Sozialdemokratie (die sich Ende 1922 vereinigt hatte) war im Kabinett Cuno nicht vertreten, da sie aber (aus außerparlamentarischen Ermüdungen) ihm ihre Unterstützung nicht entzog, stellte diese Regierung eine „Große Koalition“ dar, und zwar in einer Form, die für die Sozialdemokratische Partei höchst ungünstig war: in der trüben Zeit des Ruhrkampfes mußte sie die Verantwortung für eine Politik mit tragen, die sie nicht immer zu kontrollieren vermochte. Dieser Zustand wurde nach dem Zusammenbruch des Ruhrkampfes durch die offene „Große Koalition“ unter der Führung Stresemanns abgelöst. Bald mußten allerdings die Sozialdemokraten die Regierung verlassen, und Marx unternahm einen neuen Versuch der „Kleinen Koalition“.

Wir sehen also, daß die Regierungsbildungen in der ersten Wahlperiode einen pendelartigen Charakter allerdings mit einem Aus nach rechts hatten; eigentlich handelte es sich hier immer um die „Große Koalition“, die allerdings meistens verhielt, die Wahlen vom Mai 1924 haben der Reaktion, die auf rücksichtslose Weise die Verzweiflung der Volksmassen ausnützte und militaristische Reminiscenzen aufpeitschte, großen Erfolg gebracht: 32 Nationalsozialisten, 95 Deutschenationalen, 10 Landbündler wurden zum Reichstag gewählt. Mitgenießer des Zerfalls des politischen und wirtschaftlichen Lebens im Lande waren die Kommunisten, die einen großen Teil der ehemaligen Wähler der USPD an sich rissen und 62 Mandate erhielten. Das zweite Kabinett Marx trug dieser Verschiebung des Kräfteverhältnisses Rechnung. Solange aber im Vordergrund die Fragen der Außenpolitik standen, konnten das Zentrum und die Deutsche Volkspartei mit der Sozialdemokratie nicht brechen. Diesen Schritt wagte erst das Kabinett Luther, das nach den Neuwahlen, Anfang 1925, das Ruder übernahm. Der Austritt der Deutschenationalen aus der Regierung nach der Locarno-Konferenz (2. Kabinett Luther und 3. Kabinett Marx) änderte an der Lage nur wenig, der Reichstag der dritten Wahlperiode war durch ein ununterbrochenes weiteres Abgleiten der Macht nach rechts gekennzeichnet, und der neulich am 20. Mai begrabene Rechtsblock stellte die Endstation dieser Entwicklung dar.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch die Verschiebung der Regierungsmacht nach rechts, die in der Reudellade gipfelte, die Reaktion ihren Sieg des Jahres 1924 — zwar verspätet — realisierte. Freilich bemerkten ihre Führer nicht, daß ihre Erfolge im Lande schon längst vorbei waren, daß der Rausch des Ruhrkampfes sich zerstreut hatte, daß die Volksmassen die rechte Politik satt hatten.

Am 20. Mai kam die Abrechnung. Der Sieg, den die Sozialdemokratie davongetragen hat, übergab ihr die Führung in der neuen Regierung. Das Kräfteverhältnis im neuen Reichstag zwang sie allerdings den Versuch der Großen Koalition zu unternehmen.

Ein großer Unterschied ist aber zwischen der Lage im Jahre 1923 und der Gegenwart. Damals war der Spaltungstrieb in der Sozialdemokratie noch nicht geheilt. Die Arbeiterbewegung war auf das übelste durch die nationalsozialistische und kommunistische Demagogie desorganisiert. Man stand in der Mitte der Inflation, die Wellen der Arnache drohten das Land zu überschwemmen. Die Reaktion sah dem Siege entgegen.

Jetzt ist die Arbeiterbewegung im Aufstieg begriffen, die Sozialdemokratie geht vorwärts, und die freien Gewerkschaften halten mit ihr Schritt. Für die sozialdemokratische Reichstagsfraktion sind auch die letzten Jahre nicht spurlos

Mussolini deckt Nobile.

Italien will selbst untersuchen — aber wann?

Rom, 23. Juli.

Mussolini gab im Ministerrat einen Überblick über die seit der letzten Sitzung eingetretenen politischen Ereignisse. Er wies namentlich auf das Ende der diplomatischen Spannung zwischen Italien und Oesterreich hin und ferner auf die Unterzeichnung des italienisch-ungarischen Handelsvertrages, das Tanagerabkommen und Italiens Beitritt zu dem von Kellogg vorgeschlagenen Pakt.

Zur Besprechung inneritalienischer Angelegenheiten übergehend, führte Mussolini weiter aus: Zwei große Ereignisse bewegten das italienische Volk in den letzten Wochen. Der herrliche Flug Ferraris und der Preis der erfüllten Völkern mit Stolz, während das Polarunternehmen im italienischen Volk Unruhe und tiefen Kummer hervorrief. Bevor man ein endgültiges Urteil fällt, muß man das Ende des Dramas abwarten. Man kann darum nur gegen die

Inhumane und antitalienische Welle protestieren.

die über die Vorkämpfer des unglücklichen Unternehmens hereinbrach. Die Männer, die vor ihrem Aufbruch wußten, daß sie im Begriffe waren, eine sehr gefährliche Forschungsreise zu unternehmen, zeigten, daß sie Mut besaßen und was Geistes Kind sie waren. Sie verdienen allgemeine Achtung. Erst wenn alle im Bereich der Möglichkeit liegenden Nachforschungen zur Auffindung der anderen Gruppe von Schiffbrüchigen durchgeführt sein werden, wird eine objektive und normale Untersuchung der Entwicklung des Unternehmens, der Hilfsexpeditionen und aller Phasen dieser Tragödie stattfinden, die die ganze Welt bewegte. Diese normale Untersuchung wird

natürlich in Italien von Italienern durchgeführt werden.

Jede andere Hypothese ist absurd und verkehrt. Sollte sie, von wem es auch immer sei, vorgeschlagen werden, so mußte sie unverzüglich abgelehnt werden.

Nachdem Mussolini darauf hingewiesen hatte, daß der italienische Flieger Maddalena der erste war, der die Schiffbrüchigen entdeckte, erklärte Mussolini, der Ministerrat wünsche sich zum Dolmetscher der übereinstimmenden Gefühle des italienischen Volkes zu machen, indem er allen danke, die sich für die Rettung der Schiffbrüchigen einsetzten, namentlich der Besatzung des russischen Eisbrechers Krassin, und voller Achtung und Bewunderung des Schweden Malmgren und des Italieners Pomella gedenke.

Man beachte, wie in diesem amtlichen Communiqué der faschistischen Regierung die Nobile-Expedition mit Betonung

als eine „inneritalienische Angelegenheit“ bezeichnet wird. Mussolini verlangt, daß man „das Ende des Dramas abwarte“, bevor man ein Urteil fälle. In Wirklichkeit will er nur Zeit gewinnen, weil er weiß, daß das faschistische Italien momentan in der ganzen Welt unten durch ist. Er selbst hat ja den Befehl zur Rückkehr der „Citta di Milano“ und damit das Signal zum Abbruch der weiteren Nachforschungen gegeben, die nur noch von Frankreich und Norwegen weitergeführt werden. Aber diese leider wenig aussichtsreiche Hilfsexpedition, an der Italien gar nicht mehr beteiligt ist und die vor allem der Auffindung Amundsens und Guilbauds gilt, ist für Mussolini ein bequemer Vorwand, um sich in nächster Zeit vor einer Stellungnahme zu drücken.

Von einer „inhumanen und antitalienischen Welle“ kann gar keine Rede sein. Die Welt würde über jeden ebenso geurteilt haben, der ebenso gehandelt hätte wie Nobile. Allerdings ist es richtig, daß die Entrüstung über Nobile um so leidenschaftlicher war, als er der Repräsentant eines Regimes ist, das sich nicht nur durch seine Gewalttaten besonders verhaßt, sondern auch durch seine Ruhmesgier besonders lächerlich gemacht hat. Wenn es auf der bevorstehenden Amsterdamer Olympiade eine Konturrenz im Mautheldentum gäbe, dann wäre das faschistische Italien wenigstens eines ersten Preises sicher...

Geradegu komisch wirkt in der Rede Mussolinis die Stelle, in der er am Schluß hervorhebt, es sei doch der Italiener Maddalena, der als erster die Schiffbrüchigen entdeckt habe. Gewiß: aber warum hat er sie nicht gerettet? Warum war es der Schwede Lundborg — den Mussolini nicht einmal besonders erwähnt —, der die Rettung Nobiles durchführte und bei dem Versuch, weitere Italiener zu retten, selber in größte Lebensgefahr geriet?

Der Vorschlag einer internationalen Untersuchung ist in der mit Recht empörten skandinavischen Presse geäußert worden. Man mag an die praktische Durchführbarkeit dieser Anregung zweifeln. Aber Mussolini hat wahrhaftig keinen Anlaß, sich aufs hohe Ross zu setzen und den Beseligten zu spielen. Die Untersuchung, die er in Italien und durch Italiener führen lassen will, kann von vornherein als wertlos bezeichnet werden: denn in einem Lande, wo es keine freie Meinung und keine freien Männer mehr gibt, wird man doch nicht die Wahrheit verkünden dürfen, besonders nicht eine für das ganze faschistische Regime so blamable und niedererschmetternde Wahrheit.

vorbeigeschoben, — nüchtern, reich an Erfahrung übernimmt sie das Ruder. Ihre Lage in der Großen Koalition ist also eine ganz andere als im Jahre 1923. Vielleicht könnte sie eher an die Zeiten der Nationalversammlung erinnern, wo die Sozialdemokratie zwar mit anderen Parteien, aber mit etwa demselben Kräfteverhältnis im Reichstag und innerhalb der Koalition die Regierung führte. Das eine unterliegt aber keinem Zweifel, die Bildung des neuen Kabinetts von Hermann Müller bedeutet — wie dieses unser Diagramm zeigt — eine scharfe Wendung der Regierungsmacht nach links, wobei das Abgleiten zur Reaktion in der vorigen Wahlperiode rückgängig gemacht und das Gleichgewicht zwischen der Regierung und dem Willen der Volksmassen wiederhergestellt worden ist.

Pariser Sorgen um den Anschluß.

Der „Temps“ gegen Löbes Rede.

Paris, 23. Juli. (Eigenbericht.)

Der „Temps“ widmet dem Wiener Sängerefest auch am Montag einen längeren Kommentar und nennt die Manifestation vom Sonntag eine ernste Warnung. Das Blatt erklärt, der Sinn der Ausführungen des Reichspräsidenten Löbe, der einer der eifrigsten Anhänger des Anschlußgedankens sei, könne nicht mißverstanden werden. Die neue Ordnung, die der Sieg der Alliierten geschaffen habe, sei in Gefahr, und der Friede in Mitteleuropa sei direkt bedroht. Darum sei es nicht zu verstehen, wenn das Ausland angesichts dessen gleichgültig bleibe, was Löbe „die große deutsche Republik der Zukunft“ nennt.

Auch die Prager Blätter äußern sich über das Wiener Sängerefest sehr abfällig. Ebenso wie in Paris wird dort das Schlagwort ausgegeben, diese Veranstaltung sei eine „alldoische“ (!) Propagandaaktion gewesen. Paul Löbe und Karl Seig als Führer der Alldeutschen!

Heimwehrmann provoziert und schießt.

Zwei Frauen auf einem steierischen Arbeiterfest verwundet.

Wien, 23. Juli. (Eigenbericht.)

Am Sonntag nachmittag kam es während eines Arbeiterfestes in dem Ort Kapfenberg in der Steiermark zu einem blutigen Zwischenfall. Ein Heimwehrmann erschien auf dem Festplatz mit dem Heimwehrabzeichen und benahm sich sehr provozierend. Er wurde aufgefordert, sein Verhalten zu ändern und das Abzeichen zu entfernen. Daraufhin zog er einen Revolver und schoß blindlings in die Festmenge hinein. Zwei unbefalligte Frauen wurden verletzt. Die eine erhielt einen Schuß in die Schulter, die andere einen Schuß in die Lunge. Beide mußten ins Krankenhaus geschafft werden. Der Täter wurde verhaftet, später aber wieder in Freiheit gesetzt.

Erregung in China über Japan.

Einmütige Zurückweisung der japanischen Drohungen.

Peking, 23. Juli.

Die Note der Nankingregierung über die Kündigung des Vertrages mit Japan, sowie die japanische Antwort, wonach Japan auf Grund des Artikels 26 den Vertrag als auf zehn Jahre weiterlaufend ansieht und sich Maßnahmen vorbehält, für den Fall, daß China die angelegte Gleichstellung japanischer Staatsbürger mit Chinesen anzuwenden versuchen sollte, haben eine starke Erregung unter den Chinesen hervorgerufen. Die

Presse äußert sich gleichzeitig erregt über die von Tokio an München ergangene Warnung vor dem Anschluß an die nationalsozialistische Regierung. Sie befürchtet weiteres gewalttames Vorgehen Japans in China. Die öffentliche Meinung aller Parteien steht in dieser Frage geschlossen hinter Nanking. Man hofft, daß die auf der Peking Millitärkonferenz zugeworfene Spaltung auf der Suominang-Musikfestung in Nanking am 1. August hinter dem Einfluß der antijapanischen Lösung zurücktreten werde.

Die ausländische Presse ist heftig. Sie glaubt, daß Nanking, obwohl innerpolitisch zu energischem Vorgehen bereit, in der Vertragsfrage nachgiebig sein werde. Die Schwäche der Suominang-Regierung offenbare sich in der Tatsache, daß für die Nankinger Vollziehung des Zentralausschlusses von 32 nur 23 Mitglieder ihr Erscheinen zugesagt haben. Die ausländische Presse deutet an, daß eine Erziehung des radikalen Außenministers Wang durch eine andere Persönlichkeit ein Ausweg aus dem Konflikt mit den Mächten wäre.

Tschanghsuolins Sohn — Japans Basill.

London, 23. Juli.

Wie Reuters aus Tokio erzählt, hat Tschanghsuolins Sohn Tschanghsuolins, den japanischen Generalkonsul in Mukden davon in Kenntnis gesetzt, daß er sich entschlossen habe, die gegenwärtig mit der nationalsozialistischen Regierung gepflogenen Verhandlungen abzubrechen. Tschanghsuolins fügte hinzu, die Wandschürei werde den Bestimmungen der verschiedenen zwischen Japan und China abgeschlossenen Abkommen treu bleiben.

Tschanghsuolins hat für seine Truppen Klarmbereitschaft befohlen, da er einen Angriff der Südruppen erwartet. Er hat ferner die alte fünffarbige chinesische Flagge wieder hissen lassen. Damit befinden sich Nord- und Südjapan wieder im Kriegszustand.

Chamberlain wußte vom Staatsstreich.

Aber England mischt sich in ägyptische Angelegenheiten grundsätzlich nicht ein!!!

London, 23. Juli.

Auf verschiedene an ihn gerichtete Fragen über die politische Lage in Ägypten nach der Auflösung des ägyptischen Parlamentes erklärte Chamberlain, er habe keine Erklärung über die letzten Entwicklungen in Ägypten abzugeben. Die Haltung der britischen Regierung bleibe unverändert. Sie sehe das ägyptische Parlament und die ägyptische Verfassung in erster Linie als Dinge an, die der König von Ägypten und das ägyptische Volk entscheiden müsse.

Ponsonby fragte, ob vor der Veröffentlichung des Auflösungsediktes Lord Lloyd Rat eingeholt oder erteilt worden sei.

Chamberlain erwiderte: Kein Rat wurde — sei es von Lord Lloyd oder von der britischen Regierung — eingeholt oder erteilt. Hierauf fragte Reuters, ob Chamberlain selbst durch Lord Lloyd vor dem Staatsstreich unterrichtet wurde und ob Chamberlain wirklich sagen wolle, daß, obgleich England der Staat ist, der bestimmte Befehle im ägyptischen Parlament verhindert hat, dieses Parlament ohne die Zustimmung Großbritanniens aufgelöst werden konnte.

Chamberlain antwortete: „Ja, ich hatte eine Mitteilung darüber, was geschehen sollte. Ich vermied es jedoch sorgfältig, ebenso wie Lord Lloyd dies tat, irgendeine Ansicht auszusprechen oder irgendeinen Rat zu geben. Es ist die feste Politik der britischen Regierung, soweit wie möglich von der Einmischung in rein ägyptische Angelegenheiten abzusehen und nur die Interessen zu wahren, die wir aufrechtzuerhalten müssen.“

Die Begegnung Kildins ist vom Präsidenten Doumergue unterbunden worden.

Landbund-Oberpräsident Schiele.

Beit Kalkreuth und Hepp in entgegengesetzter Richtung ziehen

Die landbündlerischen Organisationen sind seit jeher der Kern der Rechten gewesen. Als in den neunziger Jahren der Anhang der Konservativen zurückging, wurde der Bund der Landwirte aufgelesen. Er hielt, was zu halten war, und als es galt, den Inflationszulauf an die deutschnationale Partei zu fesseln, der mit dem alten Bund der Landwirte auseinanderzulaufen drohte, wurde der Reichslandbund pflanzmäßig ausgebaut. Seit Jahren spitzten sich nun auch vom Landbund Gruppen ab, und nachdem bereits der Wahlkampf in vielen Fällen die Differenzen zwischen der großagrarisches Führung des Landbundes und den Bauern aufgezeigt hat, scheinen sich nunmehr die Auseinandersetzungen im Landbund zu einem Kampf um die Führung zuzuspitzen. Der deutschnationale Graf Kalkreuth und der Führer der christlich-nationalen Bauernpartei, Hepp, der bis vor der Wahl der Deutschen Volkspartei angehörte, sind gleichberechtigte Präsidenten des Landbundes und kämpfen um den Vorrang. Die Deutschnationalen befürchten, daß sich Hepp gegen Kalkreuth durchsetzt, und beabsichtigen, den früheren Ernährungsminister Schiele als Aufsichtsmann über das Präsidium des Landbundes zu setzen.

Den wahren Zweck der beabsichtigten Uebung gibt natürlich weder ein waschechter Deutschnationaler, noch das Organ des Reichslandbundes zu, aber es ist immerhin wertvoll, wenn die „Deutsche Tageszeitung“ sagt, daß, um eine straffere einheitliche Führung zu schaffen, eine zweckdienlichere Verteilung der Geschäfte im Vorstand des Reichslandbundes erfolgen soll. Also der Reichslandbund ist nicht straff und nicht einheitlich geführt — weil Hepp nicht majorisiert werden kann. Da wird schnell Schiele geholt; er soll es schaffen. Einheitliche Führung des Landbundes, das hat, aus der Sprache der Großgrundbesitzer ins simple Deutsch übertragen, noch immer dasselbe wie vorher herrschte das Großgrundbesitzes geheißen. Sie, nur sie allein, scheint der deutschnationalen Führung im Reichslandbund bedroht, und da muß abgeholfen werden.

Man darf gespannt sein, wie sich Hepp, wenn dieser Plan wirklich Tatsache werden sollte, dazu stellen wird. Doch wie Hepp auch reagieren mag, die Deutschnationalen werden sicherlich alles tun, um ihren bestimmenden Einfluß im Reichslandbund aufrechtzuerhalten, weil sie ihn bei der Massenflucht aus dem deutschnationalen Lager in den Städten als einzige zuverlässige Wahlmaschine dringend brauchen.

Arme deutschnationale Partei! Noch hast du den rechten Lambach-Kitt für deine Stadtwähler nicht gefunden, und schon brauchst du eine Peitsche, damit dir Kalkreuth und Hepp deinen ländlichen Wähler nicht zertrampeln. Ach ja, der Monarch vor den Löwen zieht nicht, wenn auf dem Tisch das Brot fehlt!

Fall Lambach vertagt.

Hat es der Graf befohlen?

Der „Jungdeutsche“, der über die Vorgänge im deutschnationalen Lager besser unterrichtet ist als die deutschnationale Presse, meldet:

Die Entscheidung, die das Parteigericht des Landesverbandes Potsdam der Deutschnationalen Volkspartei über Lambach auf Grund seines Urteils über den Monarchismus sowie auf Grund einiger anderer Vorgänge in der Partei, die von Lambach ausgehen sollten, am Montag sollen sollte, ist auf Dienstag abend vertagt worden. Eine Reihe von Aeußerungen maßgebender Persönlichkeiten in der Deutschnationalen Volkspartei, die in den letzten Tagen durch die Presse gingen, löst den Schluß zu, daß die Vertagung durch Eingreifen höherer Instanzen der Partei erwirkt worden ist.

„Stintbesoffen“.

Der Abschluß des Bremen-Fluges.

Die Begeisterung des deutschen Volkes über die große sportliche Leistung der Bremen-Flieger war echt. Dann kam die Rückkehr, der Reflektierung, und was einst groß war, wurde nun zur Peinlichkeit. Die Männer der „Bremen“ haben nicht verstanden, daß Zurückhaltung und Bescheidenheit die Sympathie für sie erhöht hätten! Man konnte nun hinter die Kulissen sehen, und jeder Blick war peinlich. Das Peinlichste aber ist doch die Erzählung über einen Bierabend, den studentische Kreise den Bremen-Fliegern in Stuttgart gegeben haben. Man liest in der „Württembergischen Hochschulzeitung“:

„Hünefeld fragte Fitzmaurice: Old friend, how do you do? (Alter Freund, wie fühlst du dich?) Fitz zeigt seine etwas lädigen Zahnreihen, grinst: O, I am (o, ich bin) stintbesoffen, und dabei lächelt er ganz harmlos in die Runde. Das allgemeine Gelächter scheint ihn darin ein wenig zu stören, doch als man ihm wegen seiner fabelhaften Deutschkenntnisse daraufhin Komplimente machte, gibt er bereitwillig noch weitere Auskunft: The first words, I learnt, when I was in Germany were: (Die ersten Worte, die ich in Deutschland lernte, waren) I lieh die, main Lieb-lint, Prosser and stintbesoffen. Der Ober muß wieder springen, dann holte: Prosser Major. — Prosser gentlemen. Aber den tiefsten Sinn der Bedeutung des Wortes „stintbesoffen“ schien der Kommandant der irischen Luftstreitkräfte doch noch nicht begriffen zu haben, doch da war keine Not, wenn es ihm jemand beibringen konnte, so konnte es bei seinem Lehrmeister am ehesten geschehen. Deutsch verstand er nicht, so wurde ihm ab und an erklärt, während man bezeichnend an sein Glas klopfte: Major, we how drink our rest, you understand, all we have in our glass. (Major, wir trinken nun Rest weg, verstehen Sie, alles was wir im Glas haben.) Ob er wollte oder nicht — Boden hoch, und vorne lief's von selber.“

Die Studenten, die so Auslandspropaganda treiben, entehren sich selbst. Als Hindenberg, der in Paris alle alkoholischen und sonstigen Versuchungen standhaft zurückgewiesen hatte, nach Amerika zurückkehrte, empfing ihn Präsident Coolidge mit den Worten: unverbunden ist er zurückgekehrt! Für diese sympatische Einfachheit haben deutsche Verbindungsstudenten keinen Sinn, und Herr v. Hünefeld auch nicht. Für sie ist der Abschluß der großen sportlichen Leistung das „Stintbesoffen“. Dieser Abschluß ist zugleich eine Entwertung.

Autounfall eines russischen Volkstommisars. In der Nähe Moskaus stieß das Automobil, in dem Arbeitskommislar Schmidt und seine Gattin saßen, mit einem Lastwagen zusammen. Hierbei wurde die Gattin des Volkstommisars getötet, dieser selbst aber blieb unverletzt. Der Chauffeur erlitt leichte Verletzungen.

Unter Juristen.



„Der Fall Slater war nur möglich, weil die Engländer nicht unsere deutsche aus pandektologischer Begriffsschulung erwachsene Rechtstechnik besitzen.“

Bismarck in neuem Lichte.

Das „Krieg-in-Sicht“-Geschrei von 1875.

Bismarck konnte manche Probleme besser als irgend ein anderer Zeitgenosse bis zu den letzten Konsequenzen durchdenken, aber selbst während seiner besten Leistungen konnte er gewisse klar zu Tage liegende Fragen in keiner Weise übersehen. Das Gegenteil von Diplomatie betrieb er in den Jahren 1874 und 1875, welche die Deutschen heute kurzweg als die Zeit „des Krieg in Sicht“ bezeichnen, während die englischen Geschichtsschreiber von „war scare“ (Kriegslärm) reden. Am 23. Januar 1874 sandte Bismarck ein Rundschreiben an die deutschen Botschafter bei den 5 Großmächten, welches in folgendem Satz gipfelte:

„Wenn die französische Politik sich den uns feindlichen Bestrebungen der römischen Kirche dienstbar macht, so werden wir uns für bedroht erachten und auf die Abwehr Bedacht nehmen müssen.“

Am 31. August 1874 beklagte sich Wilhelm I. gegenüber dem Fürsten Hohenlohe, daß Bismarck ihm gleich mit Rücktritt drohe, um seinen Willen durchzusetzen, daß das nicht so fortgehen könne. Bismarck sei in großer Aufregung und man wisse gornicht, wohin er ihn, den Kaiser, noch führen werde. Die Thronrede bei Eröffnung des Reichstags am 29. Oktober 1874 enthielt am Schluß eine allgemeine Drohung, die jeder Staat auf sich beziehen konnte. Der Londoner „Standard“ bezeichnete sie sofort als eine Herausforderung, das offiziöse „Wiener Fremdenblatt“ als eine Drohung. Schon am 24. Oktober 1874 holte Wilhelm I. zu Hohenlohe die Sehlrchtung ausgesprochen, man werde aus diesem Schlußpuls folgern, daß wir mit Frankreich wieder Krieg anfangen wollten. Davon wollte er nichts wissen. Er sei zu alt, um noch Krieg anzufangen, und er befürchte, daß Fürst Bismarck ihn nach und nach wieder in einen Krieg hineinführen wolle. Deshalb sei er so mißtrauisch.

Ungeachtet der Drohung der deutschen Thronrede beschloß die französische Kammer am 13. März 1875 das neue Cadresgesetz, welches bei den 144 Infanterieregimentern die vierten Bataillone schuf. Vom 5.—7. April 1875 fand in Venedig eine Zusammenkunft des Kaisers Franz Joseph mit König Victor Emanuel statt. Bismarck war aufgebracht darüber, daß die Vorbereitungen zu dieser Zusammenkunft vor Deutschland geheim gehalten worden waren. Daraus schöpfte er Verdacht, daß in Venedig eine Triple-Allianz zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien gegen Deutschland hergestellt werden sollte. Man weiß heute, daß dieser Verdacht gänzlich unbegründet war. Wichtig ist nur, daß die Monarchen von Oesterreich-Ungarn und Italien die Verabredung trafen, sich dem Kampfe Bismarcks gegen die katholische Kirche nicht anzuschließen.

Am 5. April 1875 veröffentlichte die „Kölnische Zeitung“ an der Spitze des Blattes unter der Ueberschrift „Neue Allianzen“ einen aus Wien datierten Brief, dessen Kernpunkt die folgenden Worte waren:

„Die Lage der Dinge in Europa scheint mir, was die Erhaltung des Weltfriedens anlangt, weniger zueversichtlich zu werden, als man im allgemeinen hegt. Für jetzt verbirgt ihn das Einvernehmen der drei Kaiser. Nur von einer Seite, von Frankreich, droht Gefahr, die vielleicht näher ist, als man gewöhnlich glaubt.“

Am 8. April 1875 brachte die einige Monate vorher in freitanferoains Hände übergegangene „Post“, von der jedermann wußte, daß sie ein offizielles Blatt war, einen Artikel unter der noch sensationelleren Ueberschrift: „Ist der Krieg in Sicht?“, der aber nur eine Wiederholung und Umarbeitung des Wiener Briefs der „Kölnischen Zeitung“ war. Der „Krieg-in-Sicht-Artikel“ der „Post“ begann mit folgenden Worten:

„Seit einigen Wochen hat sich der politische Horizont mit dunklem Gemöhl bezogen. Juerst kamen die starken Pferdeankäufe für französische Reiterei, welchen die deutsche Regierung ein Ausfuhrverbot entgegenzusetzen mußte. Dann wurde man aufmerksam auf die starke Vermehrung der Cadres des französischen Heeres, welche die Nationalversammlung zu Versailles beschloß. Endlich kommen die französischen Kommentare zu der Reise des Kaisers von Oesterreich nach Venedig, der unwahrscheinliche Jubel, dem sich die französische Presse bei diesem Anlaß hingab. Alle diese Momente hat nun ein Brief aus Wien, welchen die „Kölnische Zeitung“ am 5. April an der Spitze ihres Blattes veröffentlichte, zu einem Gesamtbild der jetzigen Sachlage zusammengefaßt, das in sehr ernsten Tönen gehalten ist. Danach unterliegt es keinem Zweifel, daß die französische Heeresorganisation ein Verla ad hoc, d. h. für einen baldigen Krieg ist, keineswegs aber eine auf die Dauer berechnete, auf die Dauer erträgliche Form. So das Gemälde in der „Kölnischen Zeitung“. Wir sind weit entfernt, die Richtigkeit desselben in Abrede zu stellen.“

Der Krieg ist allerdings in Sicht,

was aber nicht ausschließt, daß die Balken sich zerstreuen.“ Mit einem Schlage sandten die Kurie an den Borsen zu Paris und Berlin und in ganz Europa. Bis zum heutigen Tage streiten sich die Historiker um die Frage, ob und inwieweit die Artikel in der „Kölnischen Zeitung“ vom 5. und in der „Post“ vom 8. April 1875 vom Fürsten Bismarck inspiriert worden sind.

Für den Sachkenner konnte nie ein Zweifel darüber bestehen, daß beide Artikel aus derselben Quelle und zwar

aus dem Munde des Fürsten Bismarck

stammen, der seine Artikel zu diktieren pflegte.

Am 11. April 1875 schrieb Wilhelm I. an den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes von Bülow eigenhändig: „Ich bin über die Artikel der „Kölnischen Zeitung“ und der „Post“ geradezu erschreckt gewesen, und verlange Aufschluß. Bismarck erklärte dem Kaiser durch Immediatbericht vom 11. April, daß die Artikel in der „Kölnischen Zeitung“ und in der „Post“ ihm selbst überraschend waren.“

In dem privaten Nachlaß des Vertreters der „Kölnischen Zeitung“ in Berlin zu jener Zeit Heinrich Kruse hat sich das Begleitschreiben vom 4. April 1875 gefunden, mittels dessen der Pressedegernent im Berliner Auswärtigen Amt Geheimrat Legationsrat Professor Dr. Ludwig Regidi seinem persönlichen Freunde Kruse den Artikel „Neue Allianzen“ mit der Bitte überlieferte, ihn an die Spitze einer Nummer der „Kölnischen Zeitung“ zu stellen, sowie mit der Bitte um zweifache unbedingte Distinktion.

Und wie endete der „Krieg in Sicht“? Mit einer Niederlage des Fürsten Bismarck sondergleichen. Alle Großmächte verhandeln in den nächsten Tagen und Wochen über ein gemeinschaftliches Vorgehen gegen Deutschland oder richtiger gegen den Fürsten Bismarck, denn man wußte längst, daß der Kaiser und die Kaiserin auf der Seite der Gegner des Fürsten Bismarck standen. Am 11. Mai 1875 gaben verabredungsgemäß innerhalb derselben Stunde im Reichskanzlerpalais zu Berlin der englische Botschafter Lord Odo Russell und Fürst Gortschakow persönlich dem Fürsten Bismarck seine Erklärungen ab, die ihm klar machten, daß jede weitere Bedrohung Frankreichs und Belgiens durch Großbritannien und Rußland abgewehrt werden würde. Zur selben Stunde reichte Fürst Bismarck seinem Kaiser sein Abschiedsgesuch ein, welches er vorsorglichweise mit dem Datum des 4. statt 11. Mai versehen hatte, da er längst erkannt hatte, daß der Kaiser nicht auf seiner Seite stand, der am 15. April 1875 auf einem Balle bei der Fürstin Sayfeld zu dem französischen Militärattaché Prinzen von Bollignac gesagt hatte: „Man hat uns entzweien wollen.“

Am 4. Juli 1875 ging Fürst Bismarck in einen Urlaub von unbestimmter Dauer und kehrte erst Ende November nach Berlin zurück. Bismarck hatte sich dauernd mit Gortschakow und mit Alexander II. von Rußland überworfen, der kurze Zeit darauf ein Aftenstück über Bismarck schrieb: „Dieser Mensch ist entschieden verurteilt.“ (hanotaur „Das zeitgenössische Frankreich“, III, S. 236.)

Schlimmer noch war, daß seit der „Krieg-in-Sicht-Aktion“ die öffentliche Meinung Großbritanniens wie noch nie zuvor gegen Bismarck und Deutschland aufgebracht war, und daß daher jeder spätere Versuch des Fürsten Bismarck, ein Bündnis mit England zustandzubringen, von vornherein zum Scheitern verurteilt war.

Warum datierte Fürst Bismarck sein Abschiedsgesuch, das er mit seiner erschütterten Gesundheit und mit der speziellen Tatsache begründete, daß er seit zwei Wochen nicht geschlafen habe, ausgerechnet vom 4. Mai, während Wilhelm I. mit Erstaunen feststellte, daß er es erst am 11. Mai erhalten habe? Weil seine Niederlage und das Ende des ganzen Kriegslärms ihm vom 5., spätestens 6. Mai ab bekannt sein mußte. Am 5. Mai traf der russische Botschafter in London, Graf Paul Schumalov, von Petersburg kommend, im Auftrage des Zaren in Berlin ein, um das Terrain für den Besuch des Zaren am 10. Mai vorzubereiten. Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta, die erbitterteste Feindin Bismarcks, dinierten am 6. Mai allein mit dem Grafen Schumalov.

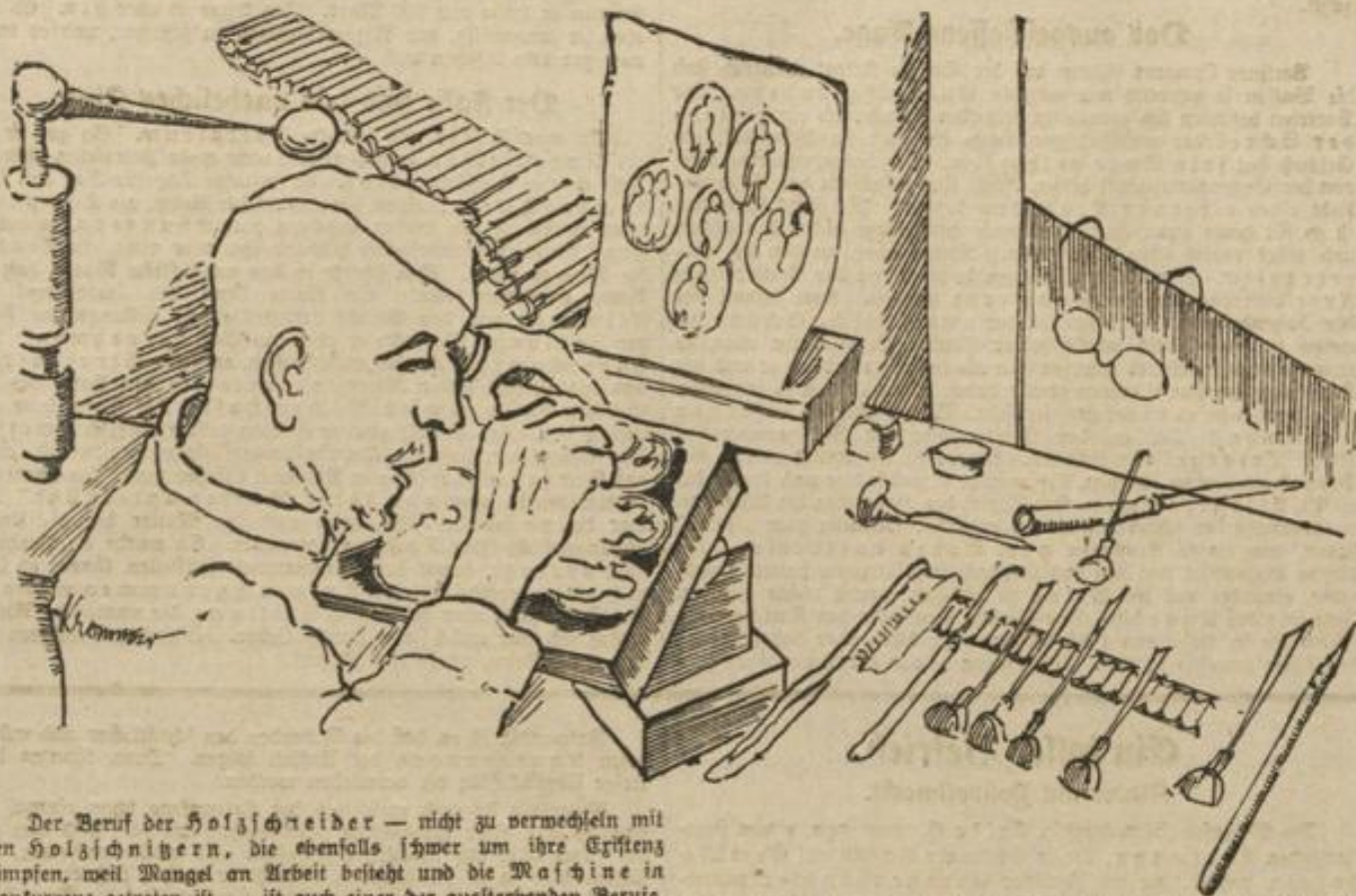
In einem Brief des Lord Odo Russell an den englischen Minister des Auswärtigen vom 8. Mai 1875 berichtet Russell: Schumalov habe in Berlin erzählt, Bismarck sei seiner Meinung nach zu weilen nicht ganz bei Sinnen (a little out of his mind). Man kann wohl annehmen, daß sich Graf Schumalov in ähnlicher Weise mit dem Kaiser und der Kaiserin am 6. Mai beim Diner unterhalten hat. Sicher ist, daß von diesem Moment an Frankreich und Belgien Ruhe hatten und weder durch die deutschen Diplomaten noch durch die offiziellen Zeitungen weiter bedroht wurden, mit einem Wort, daß die „Krieg-in-Sicht-Aktion“ beendet war.

Die verheerenden Wirkungen dieser Bismarckschen Aktion hat aber die ganze Welt zu spüren bekommen, und wir am meisten, die in Gestalt des Weltkrieges, der durch die weise Diplomatie, die die „Krieg-in-Sicht-Aktion“ inszenierte, von langer Hand vorbereitet wurde.

Rudolf Martin.

Raphael's Flucht. Der im Landsberger Hememorandumprozess verurteilte Oberleutnant Raphael, der, wie gemeldet, auf dem Transport nach Legel entwichen ist, sollte auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft Landsberg auf Grund der Umkleerordnung aus dem Strafgefängnis Legel entlassen werden.

Ein aussterbender Beruf.



Der Beruf der Holzschnitzer — nicht zu verwechseln mit den Holzschnitzern, die ebenfalls schwer um ihre Existenz kämpfen, weil Mangel an Arbeit besteht und die Maschine in Konkurrenz getreten ist —, ist auch einer der aussterbenden Berufe, die der Technik den Platz räumen müssen.

Unter Holzschnitzern verstand man in neuerer Zeit ein Kunstgewerbe, das mit geübter Hand, scharfem Auge und großem zeichnerischen Können Bildwerke, Zeichnungen und Photos hauptsächlich zu Illustrationszwecken auf Holz übertrug, sie gleichsam in das Holz einschchnitt, so daß die Holzmasse zum Druck des Bildes verwendet werden kann. Die Zeichnung mit allen Feinheiten und Tiefen erscheint ähnlich wie der in Blei gegossene Buchstabe erhoben auf der Tafel; das Weiße ist weggestochen. Mit Druckerfarbe eingerieben, druckt der Holzschnitt dann auf dem Papier die ursprüngliche Zeichnung. Es lassen sich bis 10 000 gute Abdrücke damit herstellen und nach dem neueren Verfahren, wo der Holzschnitt zur Herstellung eines Galvanos dient, noch viel mehr. Aber ursprünglich war der Holzschnitt grobe Kunst. Unsere berühmtesten deutschen Meister Dürer, Holbein der jüngere und Lucas Cranach waren zugleich auch Holzschnitzer und besaßen eine große Gehilfenzahl, die zur Vernichtung ihrer Werke tätig war. Man wird aus Kunstauktionen gelesen haben, wie viele Holzschnitte heute mit Gold auszuwaschen werden.

Beim Aufkommen des Kupferstichs wandten sich die berühmten Maler und Zeichner dieser Technik zu, die durch die Beweglichkeit der Linienführung (Radierung) größere Möglichkeiten zu künstlerischen Effekten bot. Bei Vorbereitung der Buchdrucke hnt in den nächsten Jahrhunderten fanden die Holzschnitzer immer steigendere Verwendung. Sie wurden zum Illustrieren der Bücher herangezogen, was der Drucklegung ganzer Bogen mit vielen Seiten mehr entsprach als der Kupferstich, der eine spezielle Behandlung jedes einzelnen Blattes erforderte (Kupferstich). Porträts, Städteansichten, Genealogien, Landkarten und andere Wiedergaben brachten viele Aufträge. Bis zu Ende des 19. Jahrhunderts vertrat der Holzschnitt in großem Maße die Illustrationstechnik. Im Anfang dieses Jahrhunderts erwuchs dem

Holzschnitt wiederum eine sehr gefährliche Konkurrenz durch die Erfindung der Lithographie (Steindruck), wo auf einen präparierten Stein die Zeichnung erhoben stehen bleibt, während der übrige Teil weggeätzt wird) und des Stahlstichs, der eine leichtere Bearbeitung zuließ, dafür aber an Weichheit und Bildwirkung dem Holzschnitt nicht gleichkam. Wir sehen, wie sich die Technik immer mehr den Verfahren nähert, die heute den Holzschnitt im Buchgewerbe fast restlos verdrängt haben, der Zinkätzung und der Autotypie, die äußerlich dem Holzschnitt gleichen, aber ihre Herstellung dem photochemischen Laboratorium verdanken.

Rur durch die hohe Kunst Adolf Menzels erlebte der Holzschnitt eine Neuerweckung. Er hat dann aber auch viel zur Geschmacksverbildung beigetragen, wenn man an die Wandbilder denkt, die mit ihren kitschigen Formwüsten noch in vielen Familien aufbewahrt bleiben. Zuletzt fand der Holzschnitt meist nur noch Anwendung in besseren Modejournalen, bei Industriellen und Katalogabbildungen, wo es nur der Feinheit der menschlichen Hand gelang, auf einem einischen Schwarzweißbilde die Weichheit und verschiedene Tönung von Stoffen (karierter Stoffe, Holzmaserung usw.) zur Wirkung zu bringen. Heute zeichnet der Zeichner auch nicht mehr auf den Holzblock (Buchbaum) wie früher, sondern die Photographie überträgt die Zeichnung auf den zu bearbeitenden Holzschnitt. Vor 30 Jahren waren etwa 500 Holzschnitzer in Berlin tätig, jetzt sind es nur noch etwa 40 bis 50, die sich alle gegenseitig bei Namen kennen. Ein großer Berliner Verlag, der bis jetzt noch ein Dutzend Leute für die Modebilder beschäftigt, geht auch zu der bekannter Strichätzung über, weil er sich sagt, daß die feinen Unterschiede das anpruchsvolle Publikum nicht mehr merkt. Dazu kommt, daß ein Klischee in wenigen Stunden hergestellt werden kann, während der Holzschnitzer soviel Tage wie Stunden braucht. Eine Ganzseite der alten „Gartenlaube“ erforderte immer mehrere Wochen.

Neuerdings erfährt der Holzschnitt von der künstlerischen Seite her eine Art Wiedergeburt. Es sind damit die groben, mit breiten Messern geschnittenen „Original“ Holzschnitte gemeint, die auch als Linoleumschnitt dem modernen Stil Rechnung tragen.

Der kleine Heinz wiedergefunden. Die Entführerin verhaftet.

Die Entführung des kleinen Heinz Nicolai, über die wir ausführlich berichteten, hat eine schnelle Aufklärung gefunden. Durch die Aufmerksamkeit eines Gastwirtes in der Veteranenstraße konnte die Entführerin des Kindes gestern nachmittag verhaftet werden. Der kleine Heinz wurde in ihrer Wohnung gesund und munter vorgefunden und seinen Eltern wieder zugeführt.

Folgende Einzelheiten werden zu der seltsamen Kindesentführung, die einen beinahe unerwartet glücklichen Ausgang genommen hat, noch bekannt: Noch gestern vormittag waren von der Kriminalpolizei nicht die geringsten Anhaltspunkte über das Motiv und den Aufenthaltsort des kleinen Heinz ermittelt worden. Da immerhin mit der Möglichkeit eines Verbrechen gerechnet werden mußte, wurden die weiteren Nachforschungen der Nordkommission übertragen. Durch die Intelligenz eines Gastwirtes, der in der Veteranenstraße ein kleines Lokal betreibt, ist es nun gestern nachmittag gelungen, das verschwundene Kind wiederzufinden und die Entführerin, eine offenbar trauhaft veranlagte Frau, die 27jährige Lina Karow, die aus Wehlar stammt, unschädlich zu machen.

Der Gastwirt hatte in den Morgenstunden gerade die Berichte über die Entführung des Kleinen gelesen, als ihm plötzlich einfiel, daß nur wenige Minuten zuvor eine Frau mit einem kleinen blonden Jungen in seiner Wirtschaft gewesen war. Sie hatte für sich ein Glas Bier und für das Kind eine Limonade bestellt. Der Wirt eilte sofort auf die Straße und hatte Glück! Er sah noch, wie die Frau mit dem Kleinen in das Haus Veteranenstraße 23 hineinging. Der Mann lief zum nächsten Polizeirevier und machte von seinen Wahrnehmungen Mitteilung. Unter Leitung des sofort alarmierten Kommissars Dräger wurde das ganze Haus sorgfältig durchsucht. Im dritten Stockwerk kamen die Beamten schließlich an die Wohnung einer älteren Frau. Raum hatten sie die Räume betreten, als sie in der Küche den kleinen Heinz spielend vorfanden. Die Entführerin befand sich in einem anderen Zimmer. Das Kind wurde sofort seinen beglückten Eltern wieder zugeführt. Die Frau wurde festgenommen. Sie wohnt zuletzt in der Wassertrstraße und war vor einigen Tagen mit dem Kinde zu der Frau in der Veteranenstraße zugezogen und hatte erzählt, das Jungchen sei ein Kind ihrer Schwester. Lieber die Beweggründe zu der Entführung gibt sie an, daß sie zuerst nur habe mit dem Knaben spazieren gehen wollen. Dabei habe sie sich so verpatet, daß sie die Barmwürfe der Mutter gefürchtet und sich deshalb nicht zurückgetraut habe. Ob diese Angaben stimmen, steht allerdings noch dahin.

In der Umgegend der Veteranenstraße war es wie ein Lauffeuer bekannt geworden, daß die Entführerin des Kindes verhaftet sei und bald abtransportiert werden sollte. Im Handumdrehen hatte sich in der um und für sich schon belebten Straße eine mehrhundertköpfige Menschenmenge angesammelt, die, als die Frau im Bewahrsam der Beamten am Hauseingang erschien, in laute Barmwünschungen ausbrach. Den Beamten gelang es nur mit großer Mühe, die Bestohlene vor einer gehörigen Tracht Prügel zu bewahren.

Der kleine Heinz befindet sich nun wieder wohlbehalten bei seinen Eltern, denen die erste Nachricht von der Auffindung ihres Kindes kaum faßbar schien. Alle Zweifel waren aber bald beseitigt, als die überglückliche Mutter den Kleinen wieder in ihren Armen hielt.

Im Verlauf der weiteren Untersuchung wird die verhaftete Lina Karow auch Kriminalkommissar Zapfe vorgeführt

Die Nacht nach dem Verrat.

15] Roman von Liam O'Flaherty.
(Aus dem Englischen übersetzt von K. Hauser.)

„Ich habe dir gesagt, du sollst still sein.“ Mary sagte das mit leiser, ruhiger Stimme, während sie auf das Bett zuschritt, die Hände immer noch an den Hüften. Sie steckte die geballten Fäuste in die kleinen Taschentaschen und sagte beinahe zischend: „Das ist so recht deine Art, über den eigenen Sohn herzufallen.“

Sie wußte nicht, warum sie das sagte, aber sie fühlte, daß irgendeine Kraft sie trieb, gegen den Vater den toten Bruder zu verteidigen. Vielleicht war es, weil sie Zuhörer hinter sich hatte. Denn seltsamerweise hatte sie selbst Francis, seit sie vor zwei Jahren die Stelle als Kontoristin bei Bogarty und Hogan bekam, weil er zur revolutionären Organisation gehörte. Früher war sie selbst eine Revolutionärin gewesen, allerdings nicht Mitglied irgendeiner Organisation. Sie pflegte Versammlungen zu besuchen, bravo zu rufen, sich mit gereizten alten Herren herumzuzanken und dergleichen. Während der letzten zwei Jahre aber hatte sich ihre Lebensanschauung deutlich geändert, langsam, aber sicher. Zuerst begann sie „ihre Illusionen zu verlieren“, wie sie Francis mit der frühreifen Art eines Mädchens von neunzehn Jahren gesagt hatte. Dann pflegte sie ihm Vorlesungen zu halten, wie wünschenswert es wäre, in die bessere Gesellschaft zu kommen. Das war die Zeit, wo sie die Bekanntheit Joseph Shorrs machte, eines jungen Mannes, der bei Bogarty und Hogan seine Lehrzeit abdiene, Goldhosen trug und jeden Sonntagmorgen vom Bahnhof Harkortsfreet abfuhr, um irgendwo auf dem Lande Golf zu spielen. Schließlich geriet sie in heftigen Widerspruch zu allen „revolutionären Theorien“ überhaupt, weil sie „alle Moral untergraben“. Sie wurde religiös, und es kam ihr die Idee, sie könne Dan Gallagher, den Führer der revolutionären Bewegung, bekehren. Diese ganze letzte Entwicklung war indessen erst vor kurzem vor sich gegangen und in ihrem Charakter noch nicht ausgereift. Er war noch weich und empfindlich. Es gab darin noch keine Angewohnheiten der Denkart, die zusammen mit tiefen und bitteren Vorurteilen sich zu festen Ueberzeugungen formen.

Hah gegen gesellschaftliche Ordnung heraus, der in den Slums traditionell und erblich ist. Das ist die große Romantik der Slums: das tiefe Hahgefühl gegen die Unterdrückerhand des Gesetzes, die sich zuweilen ausstreckt, um irgend jemand zu packen, während eines Straßenaufbruchs, bei einer industriellen Auseinandersetzung, bei einem nationalen Aufstand. Das ist der Bedruf aller geistigen Erregung, die in dieser traurigen Umgebung keine andere Ausdrucksmöglichkeit findet, weder in der Industrie noch in Geschäften noch in dem besser verständlichen Suchen nach einem religiösen Verständnis der gesamten Schöpfung.

Sie wandte sich an die Leute: „Ich stehe zu dem, was Francis getan hat. In politischen Dingen bin ich anderer Ansicht, aber jeder Mann hat ein Recht auf seine eigene Meinung, und jeder Mann sollte für seine Rechte kämpfen, so gut als...“ Sie wurde verwirrt und stammelte etwas. Dann hob sie plötzlich mit begeisterter Gebärde ihre Hand und rief mit lauter Stimme: „Ganz gleich, er war mein Bruder, und ich halte zu ihm.“

Dann hielt sie plötzlich ihr Taschentuch an die Nase und schnaubte heftig. Ein lautes Beifallsmurmeln erhob sich. Der Vater machte einen halben Versuch, etwas zu sagen, unterließ es aber. Man hörte Frau McPhillip etwas vor sich hinagen, aber niemand schenkte ihr Aufmerksamkeit. Niemand bemerkte sie außer Gypo, der immer noch auf dem Boden saß und sie ansah, die Erinnerung an ihre frühere Güte gegen ihn lieblosend wie ein kostbares Gut, von dem man sich trennen muß. Obwohl er die Ursache all der Aufregung war, hatte man ihn vergessen in der noch größeren Erregung über die Auseinandersetzung zwischen dem Vater und der Schwester des toten Revolutionärs.

Mary wandte sich an Gypo und redete ihn an: „Wenn Sie ein Freund meines Bruders waren, dann sind Sie hier willkommen. Kommen Sie einen Augenblick in den Flur, ich möchte mit Ihnen reden.“

Gypo fuhr zusammen, die Büschel seiner Augenbrauen zuckten bedrohlich wie Schlangen, als er Mary ansah. Aber er schwieg. Sein wildes Starren machte sie verlegen, sie errötete leicht. Sie hustete in sich hinein und hielt den Finger vor den Mund. Sie begann hastig zu reden, als wollte sie sich vor dem ungeschlachten Riesen entschuldigen für ihre Kühnheit, etwas verlangt zu haben.

„Es ist nur, weil Francis uns erzählte, daß er Sie im Dunbar-Logierhaus getroffen habe, bevor er zu uns kam. Sie sind der einzige, den er in der Stadt getroffen hat, bevor

er hierher kam, und da dachte ich, es könnte sein, daß... Sie könnten vielleicht...“

Berwirrt hielt sie inne, maßlos erstaunt über die Veränderung, die mit Gypo vor sich ging. Eine heftige Erregung hatte ihn, während sie sprach, ergriffen, so daß sein Gesicht sich verzerrte, als starrte er einem atembraubenden Schrecknis entgegen. Dann hielt sie inne. Sein Gesicht stand immer noch starr ihr gegenüber. Dann sprang er aus irgendeinem Grund auf die Füße, und dabei stieß er mit seiner höchsten Stimme die Worte heraus: „Nun gut!“

Wie er Kopf und Oberkörper vorneigte, um auf die Füße zu kommen, drehte sich ihm seine rechte Hosentasche mit der Öffnung nach unten. Vier Silbermünzen fielen mit rasselndem Geräusch auf den Zementfußboden. Die Münzen waren das Wechselgeld, das er in der Kneipe bekommen hatte.

Er war versteinert. Jeder Muskel seines Körpers wurde steif. Sein Gehirn stand still. Seine Kinnbacken preßten sich zusammen wie die Zähne einer Bärenfalle, die blind zuznappet. Hinter den Augen empfand er die köstliche Kälte und jenes eifige Gefühl, vor einem verzweifelten und blutigen Kampf zu stehen. Denn er war sicher, daß die vier weißen Silbermünzen, die nacht, so nacht auf dem Boden lagen, den Verrat an seinem Kameraden so deutlich anzeigten wie ein lautes Bekenntnis auf dem Markt.

„Irgend jemand hätte sich, das Geld aufzuheben.“

„Daß sie liegen,“ stieß Gypo hervor.

Er schoß nieder auf den Boden, und seine rechte Hand bedeckte weitgespreizt die Münzen mit dem dumpfen Klang, mit dem ein schwerer, toter Fisch auf ein Eisenblech fällt.

„Ich wollte sie dir ja bloß geben,“ leuchtete der mehlfeststäubte Mühlenarbeiter, der sich gebückt hatte, um sie aufzuheben. Gypos Schwung hatte ihn in die Knie gemorfen. Gypo hörte nicht auf die Erklärung. Als er die Münzen in der linken Faust gesammelt hatte und aufstand, auf die rechte Hand gestützt, lauschte er, in Erwartung des Angriffs. Aber es gab keinen Angriff. Jedermann war starr und wie hypnotisiert von den seltsamen Bewegungen des verwirrten Riesen. Sie starrten alle mit offenem Munde außer Bartly Mulholland und Tommy Connor, die sich ansahen, sonderbar, mit engen Augen. Als seine Blicke durch das Zimmer streiften, sah Gypo die beiden. Angespornet von einem plötzlichen Impuls hielt er seine Rechte hoch über den Kopf, er stampfte mit dem rechten Fuß, warf den Kopf zurück und schrie, während er starr aufwärts sah: „Ich schwöre vor Gott dem Allmächtigen, ich möchte ihn, dem Haus zu nahe zu kommen.“ (Fortsetzung folgt.)

werden, der feinerzeit die Nachforschungen nach der spurlos verschwundenen Elit Reinfeldt, von der man annimmt, daß sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist, leitete. Es soll festgestellt werden, ob die Verhaftete in irgendeinem Zusammenhang mit dem Verschwinden der kleinen Reinfeldt zu bringen ist. Eine Wahrscheinlichkeit für diese Annahme besteht aber wohl kaum.

Malmgreens Leiche aufgegriffen?

Das Geheimnis des toten Schweden.

Der Sonderkorrespondent eines Moskauer Blattes äußert sich am Montag über die Rettung der Zappi-Mariano-Malmgreen-Gruppe, daß man Malmgreen zurückließ, nachdem man ihn fast erstickt und ihm sämtliche Lebensmittel weggenommen hätte.

Während man Mariano ungenügend bekleidet und nur mit Socken an den Füßen vorfand, soll Zappi drei Paar Pelzschuhe und drei Anzüge, darunter auch den von Malmgreen, angehabt haben. Zappi wollte angeblich nach dem Bericht des russischen Korrespondenten den Tod seines Kameraden Mariano abwenden, um sich dann von dessen Leiche zu nähren. Der Arzt am Bord der „Kraffin“ halte es für ausgeschlossen, daß Zappi 13 Tage gehungert habe. Seine Feststellungen hätten ergeben, daß er höchstens fünf Tage keine Nahrung zu sich genommen habe. Alle diese Momente lassen nach der Ansicht des russischen Korrespondenten die verschiedensten Vermutungen über den tragischen Tod Malmgreens offen.

Im plombierten Wagen...

Nach einem Telegramm aus Oslo liegt, entgegen anderslautenden Meldungen, noch keine Bestätigung der Nachricht über den Tod Marianos vor. Die italienische Gesandtschaft hält die Meldung für unzutreffend. Ein weiteres Gerücht will wissen, daß Zappi den Verband verloren haben soll. Eine Meldung aus Neu-Dieselnd besagt, Zappis Bericht an Bord des Eisbrechers „Kraffin“ habe viele Widersprüche enthalten. Nach der Rettung sei sein Geisteszustand jedoch vollkommen normal gewesen. Professor Behounef hat erklärt, daß Malmgreen das Lager nicht auf eigenen Wunsch verlassen habe, sondern nur mitgegangen sei, weil die Italiener einen Führer brauchten. Wie aus Rom verlautet, sollen Nobilität und seine Gefährten die Reise nach Schweden auf Wunsch der italienischen Regierung in plombierten Eisenbahnwagen antreten. Der Zug soll auch nicht über die Hauptstrecke, sondern über eine Nebenstrecke geleitet werden.

Um den neuen Kraftdroschken-Tarif.

Am Mittwoch wird sich der Magistrat in seiner Sitzung nochmals mit dem von ihm abgelehnten Kraftdroschken-Tarif befassen. Der Polizeipräsident hat besonders dem Magistrat um eine schriftliche Begründung des ablehnenden Standpunktes und um eine Stellungnahme zu dem Gutachten von Prof. Becker von der Technischen Hochschule er sucht. Diese Antwort an das Polizeipräsidium will der Magistrat nun, wie wir hören, am Mittwoch in seiner Sitzung besprechen und festlegen. Die Arbeitsgemeinschaft für das Kraftdroschken-Gewerbe wird erst in der nächsten Woche, nachdem die Antwort des Magistrats mit der ausführlichen Begründung vorliegt, weitere Schritte beim Polizeipräsidenten unternehmen.

Um dreihundert Mark!

Auf dem Toilettenraum des Bahnhofs Friedrichstraße jagte sich gestern nachmittags der 24jährige kaufmännische Angestellte Hugo F. aus Stettin eine Rauferei in den Kopf. Der Wärter eilte, als er den Schuß hörte, hinzu, konnte aber die von innen verriegelte Tür nicht so leicht öffnen. Schupobeamte verschafften sich gewaltsam Einlaß und fanden den jungen Menschen bewußtlos am Boden liegen. Ein hinzugerufener Arzt stellte einen Schädelbruch fest, der aber nicht schwerer Natur war. Der jugendliche Selbstmörder erholte sich bald wieder und gab den Beamten nun auch über die Motive Auskunft, die ihn zu dem Verweilungsstreich bewogen hatten. Demnach hatte sich F. an der Kasse seines Arbeitgebers vergriffen, sich auf die Bahn gesetzt und war nach Berlin gefahren. Das Geld verlor er aber sehr schnell unter seinen Händen, und in der Gemütsangst, die ihn wegen seines unüberlegten Schrittes quälte, beschloß er, sich zu erschießen. F. wurde vorläufig in Schutzhaft genommen.

25000 Besucher in der Ernährungsausstellung.

Am vergangenen Sonntag hatte die große Sommerchau am Kaiserdamm, die Ausstellung „Die Ernährung“, einen Rekordbesuch zu verzeichnen. Bis um 18 Uhr wurden über 25000 Besucher gezählt, eine Zahl, die alle bisherigen Sonntagsgesamtwerte weit übertrifft. Damit ist die Ausstellung in das letzte Viertel ihres „Hundert-Tage-Programms“ verkehrungslos eingetreten. Selber ist eine Verlängerung der Ausstellung über den 12. August hinaus wegen der Aufbaubarbeiten für die große deutsche Funkausstellung, die in diesem Jahr drei Hallen in Anspruch nehmen wird und bereits am 31. August zur Eröffnung kommen soll, unmöglich. Die letzten Ferienwochen der Ausstellung bieten gerade dem Familienpublikum eine günstige Gelegenheit zum Besuch der Schau. Familienkarten für drei Erwachsene oder zwei Erwachsene und zwei Jugendliche bis zu 15 Jahren sind wochentags und Sonntags zum Preise von 3,50 Mark erhältlich. Kinderzusatzkarten kosten 25 Pf.

Neue Ortsgruppen des Reichsbanners.

Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold hat auch nach dem Wahlkampf seine Arbeit mit aller Kraft fortgesetzt. Eine Reihe großer Veranstaltungen und kraftvoller Aufmärsche sind von den einzelnen Ortsvereinen durchgeführt worden. Das Reichsbanner Reichsbanner hat nach den Wahlen begonnen, die Dörfer vor den Toren Berlins zu bearbeiten. Die Agitation hat dem Reichsbanner beachtliche Erfolge gebracht. Es konnten in Schönefeld und Köpenick Ortsgruppen des Reichsbanners gegründet werden, die heute schon jede über 20 Mitglieder stark ist. Am letzten Sonntagabend ist das Reichsbanner Reichsbanner nach Selchow gefahren, um dort eine weitere Ortsgruppe zu gründen. Zu der Gründungsverammlung hatten sich Arbeiter aus den umliegenden Orten in stattlicher Zahl eingefunden. Auch die erst jüngst gegründeten Ortsgruppen Schönefeld und Köpenick beteiligten sich an dieser Veranstaltung. Nach einem Referat des Kameraden Arno Scholz, der über die Aufgaben des Reichsbanners referierte, wurde die neue Ortsgruppe gegründet. Es traten sofort 12 Arbeiter bei.

Uebrigens wurden die Reichsbanner Reichsbanner Kameraden, die mit starken Radfahrerkolonnen an der Versammlung teilgenommen hatten, auf ihrem Rückweg von Rommuniken mit Steinen beworfen. Als eine 20 Mann starke Kolonne am GutsMuth-Waldweg vorbeifuhr, riefen einige Arbeiter, die dort beobachtet waren, „Rot Front!“. Das sind Zwischenfälle, die unsere Reichsbannerkameraden gewohnt sind! Sie achteten auf das Gerüchte nicht. Die Rommuniken hatten, wie erwähnt, vor einiger Zeit selbst vergeblich versucht, in Selchow eine Ortsgruppe zu gründen.

Noabiter Kleinigkeiten.

Die aber oft sehr wichtig sind...

Kleinigkeiten? Ja dem einen Falle ging es um nicht mehr und nicht weniger als um das Auge eines Zwölfjährigen, in dem anderen um ein uneheliches Kind, dessen Vater keine Alimente zahlt.

Das ausgeschossene Auge.

Berliner Jungen führen auf der Straße Krieg; natürlich sind die Waffen so primitiv wie möglich: Gummischleudern. Die Parteien befinden sich gerade im heftigsten Gefecht, als ein gellender Schrei des zwölfjährigen Hans die Luft durchschneidet: ein Geschloß hat sein Auge getroffen. Der sechzehnjährige Karl von der Gegenpartei läuft hinzu, öffnet ihm behutsam das Auge und zieht einen eisernen Krampen heraus. Mit dem Kriegsspiel ist es für heute aus. Hans geht nach Hause, sagt nichts den Eltern und trägt mutig seine Schmerzen. Nachts aber werden sie unerträglich. Am nächsten Morgen sucht er mit der Mutter einen Arzt auf; das Auge muß entfernt werden. Karl kommt vor das Jugendgericht. Er bestreitet, der unglückliche Schütze gewesen zu sein. Sein zwölfjähriger Bruder Peter meint aber, es könne niemand anderes gewesen sein als der Karl; denn er und der Dritte von der Partei waren gerade dabei, Munition zu sammeln, also konnten sie es nicht gewesen sein. Woher aber die eisernen Krampen? Ja, er, der Peter, hatte für Zeitungsaustrogen 20 Pf. Trinkgelder erhalten. Als es zu langweilig wurde, mit Papierkrammen zu spielen, lief er zum Eisenhändler und kaufte für 10 Pf. Eisenkrampen. Der Partei des Hans war die Munition ausgegangen; er schlich deshalb in gebückter Stellung zum „Feind“ heran, um einige Krampen vom Boden aufzuheben. In diesem Augenblick traf ihn das Geschloß; die Jungen hatten verabredet, einander auf die Beine zu schießen, damit nichts passiere. Jetzt war das Auge hin. Das Gericht verurteilte den Karl zu einer Geldstrafe in Höhe von 100 Mark. Er blieb aber dabei, nicht der Täter gewesen zu sein. So erschien er vor der Berufungs-

instanz. Doch auch diese kam zu der Ueberezeugung, daß es Karl gewesen sein müsse, der den „Schuß abgefeuert“ hat. Statt einer Geldstrafe von 100 Mark verurteilte sie aber den sechzehnjährigen Lehrling zur Zahlung einer Sühne an die Eltern des verunglückten Knaben in Höhe von 100 Mark. Das Auge ist aber hin. Es war eben zu langweilig, mit Papierkrammen zu spielen, und es tat ja auch gar kein bißchen weh...

Der Fakir und sein uneheliches Kind.

Er war Fakir und schluckte Petroleum. So zog er sich ein Magenleiden zu und konnte nicht mehr Petroleum schlucken. Jetzt war er stellunglos. Er besuchte Tag für Tag den Arbeitsnachweis, erhielt hin und wieder Arbeit als Komparse, dann mußte er sich wieder tagelang durchhangeln, so gut es ging. Seine Arbeitslosigkeit hinderte ihn aber nicht, ein Kind in die Welt zu setzen. Was scherte es das unglückliche Wurm, daß der Vater arbeitslos war! So klagte denn das Jugendum auf Alimente, und das Gericht verurteilte den stellunglosen Fakir zur Zahlung. Was sollte er aber das Geld hernehmen? Das Jugendum ließ sich nicht spucken, es stellte Strafantrag, und das Gericht erster Instanz verurteilte den Vater des unehelichen Kindes zu vier Wochen Haft. Der Fakir legte Berufung ein. Das Gericht zweiter Instanz bekam plötzlich Zweifel. Das Gesetz sagt, daß der Unterhaltungsspflichtige strafbar ist, wenn das Kind fremde Hilfe in Anspruch nehmen muß. Die uneheliche Mutter wurde aber von ihrer Mutter unterstützt. Das war keine fremde Hilfe, denn auch die Mutter hat die Unterhaltungsspflicht ihrer Tochter gegenüber. So wurde die Verhandlung vertagt, damit der Staatsanwalt feststellen könne, ob doch noch andere fremde Hilfe in Anspruch genommen worden sei. Der Fakir sucht aber heute noch Stellung, die uneheliche Mutter schlägt sich nur mühsam durchs Leben. Schlechte Aussichten für das arme, kleine, uneheliche Wurm!

Ein toller Betrieb.

Kinder mit Postvollmacht.

Die 24jährige Stenotypistin Erika E. war von einem jugoslawischen Kaufmann, der in Berlin ein Geschäft mit Gemüsehobeln betrieb, die an Berliner Straßenhändler weiterverkauft wurden, als Geschäftsführerin angestellt worden, aber es war ein sonderbarer Laden.

Das junge Mädchen, das nach einem außerordentlich kindlichen Eindruck macht, erhielt für ihre Tätigkeit 15 M. wöchentlich, bei einer Arbeitszeit von 8 Uhr früh bis 7 Uhr abends, wobei sie gleichzeitig auch noch die Verpflichtung hatte, nach der Geschäftszeit auf die beiden Nichten ihres Chefs, Mädchen im Alter von 13 und 15 Jahren, aufzupassen. Im Sommer 1927 hatte der Chef eine längere Vergnügungsreise unternommen, Erika Postvollmacht gegeben und ihr die Geschäftsführung überlassen, während die 15jährige Nichte Kassiererin war. Als der Chef von seiner Reise zurückkehrte, fand er das Geschäft in völliger Unordnung. Baren und Geldbeträge fehlten. Seine Angestellte Erika gab, ins Gebot genommen, zu, verschiedenes Geldvermögen verbraucht zu haben. Der Kaufmann berechnete seinen Schaden auf ungefähr 1000 M. und ließ sich von der 24jährigen Erika die schriftliche Anerkennung geben, daß sie ihm einen Schaden von 340 M. ersetzen werde. Später stellte er dann aber dennoch gegen das junge Mädchen einen Strafantrag wegen Unterschlagung. Es wurde auch Anzeige erhoben, und Erika E. hatte sich gestern vor dem Schöffengericht Mitte zu verantworten.

Die Verhandlung ergab ein geradezu groteskes Bild von einem kaufmännischen Betrieb. Es stellte sich heraus, daß die Wohnungsinhaberin, in deren Räumen sich das Geschäftsfloß befand, und deren Freund, ein Straßenhändler, jederzeit die Räume betreten konnten. Einmal hatte die Frau sogar mit ihrem Freunde den Lagerkeller mit einem Dietrich geöffnet, um Kunden Waren auszuhändigen. Das verarmte Geld dafür wollte sie der 15jährigen Nichte ausgehändigt haben. In der Geschäftszeit wollte die Angeklagte mit ihren beiden Schützlingen im Geschäftsfloß herum, sie hatte auch für sich und die beiden Mädchen Wasserbälle und Schwimmringe gekauft und war mit ihnen baden und „sanditen“ gegangen. Das Geschäftsfloß war dann geschlossen. Die Tageskasse hatte die Nichte nachts aus Angst vor dem Diebhaber der Wohnungsinhaberin unter dem Kopfkissen versteckt, nachdem einmal am Morgen 40 M. gefehlt hatten und eine Fußspur in dem Aufbewahrungsraum der Kasse entdeckt worden war. Die Angeklagte bestritt nicht, einiges Geld genommen zu haben, und zwar insgesamt 65 M., die sie aber mit den ihr anvertrauten Nichten, um diesen die Zeit zu vertreiben, verbraucht hätte.

Auf Grund dieser Feststellungen beantragte der Staatsanwalt selbst die Freisprechung der Angeklagten. Er hob dabei hervor, daß dem leichtfertigen Kaufmann ganz recht geschähe, wenn er Schaden erlitten habe. Das Gericht beschloß, das Verbrechen gegen die Angeklagte auf Grund des § 153 Absatz 3 wegen geringfügigkeit des Vergehens einzustellen. Strafl. Amtsgericht. Rat Arggraf transkribierte sehr scharf das Verbalten des Geschäftsinhabers, der sich an Stelle einer tüchtigen Vertreterin ein halbes Kind engagiert und unter Tarif bezahlt habe.

Ist alles in Ordnung?

Der Rettungsdienst im Freibad Klingenberg.

Im Freibad Klingenberg hat sich in der letzten Woche ein Unglücksfall ereignet, der einem nicht sehr künftigen Schwimmer das Leben gekostet hat. Von verschiedenen Seiten wurde gegen die Leitung der Badeanstalt der Vorwurf erhoben, daß der Rettungsdienst im Freibad bei diesem Unglück versagt hat.

Auch an uns sind Zuschriften gelangt, in denen betont wird, daß die Rettungsgeräte nicht ordnungsgemäß aufbewahrt werden und darum nicht schnell genug zur Stelle sind. In einer Zuschrift wird demängelt, daß nicht mit Rettungsgeräten, z. B. Schwimmern, die doch für ein solches Bad unbedingt nötig sind, sofort die großen Bassins abgesehen wurden. Ein Tauchapparat ist wohl vorhanden, aber wo liegt er? Wahrscheinlich in irgendeiner Ecke, wo man ihn nicht so leicht zur Hand hat. Wo sind die Alarmvorrichtungen? Gehört nicht mindestens an jedes Bassin eine Alarmlampe oder Sirene, damit gleich von der Unfallstelle der Alarm „Menschleben in Gefahr“ gegeben werden kann?

Von sachkundiger Seite wird uns zu dem Unglücksfall noch mitgeteilt: Die Frau des Ertrunkenen meldete das erst eine Stunde später, daß ihr Mann vermißt werde. Sofort wurde der Platz nach ihm vorerst einmal abgefragt. Dann trat eine doppelte Reihe Läufer an, um das betreffende Bassin genau abzusuchen; leider verlief die Suche ergebnislos. Daraufhin wurde die Badeanstalt früher geschlossen, um nochmals alles genau zu durchsuchen. Alle abkömmlichen Bademeister waren dabei beteiligt. Eine bedauerliche Tatsache war nur: Das Publikum kam der Aufforderung der Badenverwaltung und der Rettungswächter, das Bassin und die Anstalt zu räumen, nicht nach. Die Ordnungspolizei mußte erst eingreifen,

Rotwendig ist es, daß die Badenden den schriftlichen und mündlichen Anordnungen der Anstalt folgen. Dann könnten derartige Unglücksfälle oft vermieden werden.

Mitgeteilt sei auch noch, daß der Ertrunkene schon einmal bewußtlos aus einer Badeanstalt herangeholt wurde. Und nun gar tot! Das läßt auf Reichtum schließen. Er wollte versuchen, das Schwimmbassin zu durchqueren, obwohl er wußte, daß er ein ganz schlechter Schwimmer war. Es wäre besser gewesen, die Frau hätte ihren Mann vom Vorhaben abgehalten oder ihren Mann beobachtet.

Name ist Schall und Rauch.

Ein neuer „Schneeballbetrieb“ aufgehoben.

Die Firma, die ihr Domizil in einem Zimmer im dritten Stock eines Hauses in der höchsten Straße hatte, nannte sich „Berliner Wirtschafts-Verband“ und „Berliner Konsum-Verein“ und gab auch den Geschäftsdrucksachen als Unterabteilungen eine Werbe-, eine Stellenbekleidungs- und eine Schadenanzeigeabteilung und einen Immobilienverkauf an.

Die Geschäftsbücher waren durch den Vermerk „Copyright by Berliner Wirtschaftsverband“ geschützt. Das Unternehmen war als Verein handelsgerichtlich eingetragen. Die Dienststelle § 8 der Kriminalpolizei sah sich diesen großspurigen Betrieb einmal näher an, erkannte in seinem Inhaber einen Mann, der sich früher schon mit Schneeballgeschäften befaßt hatte und stellte fest, daß er auch jetzt wieder lediglich diese Art Geschäfte machte. Aus den beschlagnahmten Papieren geht hervor, daß er nicht nur in Berlin, sondern auch in der Provinz und im ganzen Reich auf seine Art arbeitete, in Breslau, Augsburg, Thüringen, im Rheinland usw. Die Kunden, die sich auf seine Angebote einließen, erhielten gegen Rücknahme von 1 M. zunächst einen Kettlameiseln. Nach dessen Weitergabe gingen ihnen, wieder gegen Rücknahme von 3,40 M., drei Scheine zu. Wenn sie diese umgetauscht hatten, erhielten sie ein Paket Schokolade. Die große Firma versagte aber keineswegs über einen Vorrat dieser Waren, sondern kaufte immer nur im Kleinen, wenn sie wieder einmal Geld erhalten hatte. Beschlagnahmt wurden noch 30 Postabschnitte über eingegangene Gelder aus allen Gegenden.

Der Umfang der Geschäftstätigkeit kann erst nach weiteren Nachprüfungen im Reich und in der Provinz einigermaßen festgestellt werden.

Der Flaggenpropst von Berlin.

Vom Kammergericht als Feriensache anerkannt.

In dem Prozeß, den das Bezirksamt Mitte gegen den Propst von Berlin, Generalsuperintendent D. Haendler und die Gemeindekirchenräte von St. Marien und St. Nikolai angestrengt hatte, weil der Propst sich anlässlich des 80. Geburtstag des Reichspräsidenten gegen die Hissung der Reichsflagge auf dem Propstgebäude gemeldet hatte, war vom Landgericht I bekanntlich eine Teilentscheidung ergangen, in der von beiden Parteien die Beibringung weiterer Beweismaterialien verlangt wurde. Unter anderem war der Antrag der Klägerin, den Streitfall mit Rücksicht auf den Verfalltag am 11. August als Feriensache anzusehen, abgelehnt worden.

Gegen diesen Beschluß ist jetzt durch den Rechtsbeistand des Bezirksamtes Mitte beim Kammergericht Beschwerde eingelegt worden, und zwar hat das Kammergericht der Beschwerde stattgegeben, so daß der Prozeß doch noch während der Gerichtsferien zur erneuten Verhandlung gelangen wird.

Die Republik in der Laubkolonie.

In den Kolonien der Kleingärten der Stadt Berlin in Blankenfelde-Rosenthal wurde am Sonntag das republikanische Sommerfest gefeiert. Von Nordend in Niederschönhausen aus bewegte sich der Festzug mit der Reichsbannerkapelle an der Spitze durch die Kolonie bis zur Zentrale mit dem 2500 Quadratmeter großen Festplatz. In dem Zuge fiel besonders der Festwagen der Republik auf, der den Charakter der Veranstaltung betonte. Nach einer kurzen Ansprache des Vorsitzenden, Genossen Kleiber, entwickelte sich ein fröhliches Treiben. Ein großes Feuerwerk machte den Beschluß und endete mit der Apathose: Durch Kampf zum Sieg! So soll es sein!

Kenner sein's von weitem schon lockres Haar durch **Picavon**

Stand der Kohlenkrise.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Der Kampf aller gegen alle dauert mit unverminderter Schärfe in der internationalen Kohlenwirtschaft an. Die seit dem Krieg durch Fortschritte der Wärmetechnik erreichten Ersparnisse werden auf 20 Proz. des durchschnittlichen Kohlenbedarfs eingeschätzt. Trotzdem ermöglichte die Erweiterung der Industrieanlagen eine Erhöhung des Kohlenverbrauchs. Die Steigerung der europäischen Kohlenförderung war gegenüber 1926, dem Jahr des großen englischen Bergarbeiterstreiks, besonders groß. Wenn trotz Steigerung des Ablasses die Kohlenkrise nach weiter andauert, so ist dafür die außerordentliche Zunahme der Leistungsfähigkeit verantwortlich. Deshalb der scharfe Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt, der in den Kohlenländern durch Dumping, d. h. Hochhaltung der Inlandspreise, und billige Ausfuhr getrieben wird. Um der Krise Herr zu werden, wurde bisher als hauptsächlichste Mittel Lohndruck und Arbeitszeitverlängerung verwendet. Aber auch organisatorische Änderungen wurden durchgeführt. Infolge der Rationalisierung des Kohlenbergbaus wie der Stilllegung von unrentablen Gruben wurden in einer Anzahl von Ländern die Bergarbeiter zu Zehntausenden abgebaut. Wir befinden uns gerade jetzt in diesem Prozeß der Reorganisation des internationalen Kohlenbergbaus.

Kartelle und Stilllegungen in England. — Der Weichett-Traff.

Nach dem großen Bergarbeiterstreik wurde die Arbeitszeit im Bergbau verlängert und der Lohn herabgesetzt. Das war umsonst. Die Bergwerksunternehmungen wiesen vom Ende des Streiks bis zum Schluß des letzten Jahres einen Verlust von etwa 200 Millionen Mark aus. Die Leistungsfähigkeit der englischen Gruben übersteigt gegenwärtig um mehr als 25 Proz. die Abfallmöglichkeiten.

In der letzten Zeit hat der Kohlenbergbau Organisationsmaßnahmen für die Sicherung seiner Rentabilität eingeleitet. Im Laufe des vergangenen Jahres haben sich die zerstückelten englischen Kohlengruben in Kartelle zusammengeschlossen. Es wurde in Mittelengland durch Zusammenschluß von fünf Kohlenbezirken ein Riesenkartell geschaffen, mit einer Kohlenförderung, die größer ist als die des Ruhrgebietes. Außerdem ist ein Kartell in Schottland und ein drittes im Kohlenexportgebiet von Südwales gegründet. Die drei Kartelle umfassen etwa vier Fünftel der englischen Kohlenproduktion. Die im mittelfränkischen Kartell zusammengeschlossenen Unternehmer führen Beiträge für jede geförderte Tonne Kohle ab, und aus diesem Fonds wird die Kohlenausfuhr mit 4 Schilling pro Tonne subventioniert. Unter solchen Umständen konnte die englische Ausfuhr in letzter Zeit sich mengenmäßig gut entwickeln, wenn auch auf Kosten der inländischen Kohlenverbraucher. Gleichzeitig erfolgten Betriebsstilllegungen, wobei die stillgelegten Gruben reichlich entschädigt wurden.

Um die durch die Stilllegung entlassenen Arbeiter hat sich niemand gekümmert. Die Zahl der arbeitslosen Bergarbeiter beträgt zurzeit in England mehr als eine Viertelmillion. Ein Teil davon bezieht Arbeitslosenunterstützung, ein Teil, der bereits seit Jahren arbeitslos ist, wurde der Armenfürsorge und damit dem Elend preisgegeben. Eine Kommission wurde von der Regierung mit der Ueberleitung der arbeitslosen Bergarbeiter in andere Industriezweige betraut. Die Tätigkeit dieser Kommission wurde von der Arbeiterschaft mit der größten Erbitterung aufgenommen, weil sie sich bisher darauf beschränkte, einige tausend Bergarbeiter an Arbeitsstellen zu befördern, wo sie Arbeiter anderer Industriezweige verdrängten. Die englische Arbeiterpresse schreibt seit längerer Zeit mit Entrüstung über den „Transfer-Flandal“.

In der letzten Zeit bahnt sich eine neue Entwicklung an. Es heißt, daß die drei Kartelle sich vorläufig in einer losen Form zusammenschließen werden. Der Erfolg der Verhandlungen scheint gesichert zu sein, weshalb man für die nächste Zukunft mit einem großen einheitlichen Kohlenkartell rechnen kann.

Gleichzeitig macht auch die Vertrustung Fortschritte. Der mächtige Industriemagnat Lord Weichett (Sir Alfred Mond) hat seinen Kohlenbesitz durch Kauf des Newell-Konzerns zu einem Kaufpreis von 86 Millionen Mark vergrößert und steht im Begriff, andere Anthrazitbergwerke hinzuzukaufen. Nach Abschluß dieser Käufe soll Lord Weichett 75 Proz. der englischen Anthrazitproduktion unter seiner Herrschaft haben.

Jetzt will die Regierung dem Kohlenbergbau mit neuen Subventionen unter die Arme greifen, obwohl die früheren Subventionen für die Sanierung des Bergbaus nichts auszurichten vermochten.

Europäischer Kontinent und U. S. A.

Auf den Kohlenmärkten der kontinentalen Kohlenländer — wir behandeln Deutschland in dieser Weltwirtschaftlichen Umschau nicht — scheint zurzeit ein gewisses Gleichgewicht erreicht worden zu sein, das aber durchweg einen künstlichen Charakter hat. Die französische Förderung (im Jahre 1913 auf 52,8 Millionen Tonnen 1927. 42½ Millionen Tonnen, wenn die Förderung Elsaß-Lothringens eingerechnet wird) im Jahre 1923 auf 52,8 Millionen Tonnen 1927. Die eigene Kohlenförderung kann 72 Proz. des Inlandsbedarfs decken. Trotzdem ist Frankreich auf erhebliche Mengen ausländischer Kohle, die es in erster Linie aus England bezieht, angewiesen. Die englische und die belgische Schleuderkonkurrenz verursacht dem französischen Bergbau große Schwierigkeiten. Die Unternehmer klagen trotz günstiger Bilanzen und guter Dividenden über die Aus-

landskonkurrenz und fordern die Erhöhung der Kohlenzölle, obwohl sie durch die stark gestiegenen Transportkosten der Auslandskohlen bereits weitgehend geschützt waren. Es erfolgten große Arbeiterentlassungen, zum Teil auch als Folge der Rationalisierung des Bergbaus. In den französischen Gruben werden etwa 100 000 ausländische Bergarbeiter beschäftigt, von welchen ein Teil entlassen wurde. Die jetzige französische Entspannung ist durch Abreden mit den Kohlenhändlern, die eine Bevorzugung französischer Kohle zur Folge haben, künstlich herbeigeführt.

Belgiens Lage ist grundsätzlich schwieriger als die französische, da Frankreich ein Einfuhrland ist, während Belgien Kohlen ausführen muß. In Belgien ist gegenwärtig die Lage weniger angespannt als früher, zum Teil wegen der guten Industriekonjunktur, zum Teil aber dank der dem Kohlenbergbau gewährten Unterstützungen. Es wurde von verschiedenen Abgaben befreit; außerdem wurde ihm die Belieferung der Eisenbahnen sowie der öffentlichen Unternehmen vorzugsweise zugesichert. Allerdings erfolgte in Belgien die Subventionierung des Bergbaus mit der Verpflichtung, in den neuen Tarifen die früheren Löhne aufrecht zu erhalten.

In Polen wird besonders stark subventioniert. Infolgedessen kann die polnische Kohle ihren Weg nach Italien, vor allem aber nach den nordischen Ländern nehmen, wo sie der englischen eine scharfe Konkurrenz macht. Der Leiter des mittelfränkischen Kohlenkartells Hr. Archer bezeichnete kürzlich Polen als den „schwarzen Fleck“ im europäischen Kohlengeschäft. Durch lange Arbeitszeit, niedrige Löhne und niedrige Eisenbahntarife betreibt die polnische Kohle Schmutzkonkurrenz; wobei allerdings gegenüber England nur ein Unterschied des Grades festzustellen ist.

Bei der Tschechoslowakei war der Kohlenabfall dank der inländischen Konjunktur nicht ungünstig. Allerdings war der Abfall des tschechoslowakischen Kohlenbergbaus bei weitem nicht so gut wie die Konjunktur der übrigen Industriezweige.

In den Vereinigten Staaten bereitet in letzter Zeit das Öl, dessen Preis infolge der gewaltigen Ueberproduktion sehr erheblich gesunken ist, als Brennstoff der Kohle eine scharfe Konkurrenz. Der vor einem Jahr begonnene Streik im mittelamerikanischen Weichkohlengebiet dauert immer noch an. Amerikanische Berichte geben ein erschütterndes Bild von dem Elend und der Not der Streikenden. Zwölf Monate Streik! Von dem Elend wird sich jeder Arbeiter in Deutschland eine Vorstellung machen können.

Internationale Zusammenarbeit. — Die Vorschläge der Bergleute.

Es ist anzunehmen, daß das Zustandekommen des englischen Großkartells eine internationale Kohlenverbindung stark fördern wird. Indessen liegt eine rein kapitalistische Kohlenverbindung nach dem Beispiel der übrigen internationalen Kartelle, die Produktion und Absatzgebiete aufteilen und die Preise regeln, weder im Interesse der Volkswirtschaft der einzelnen Länder, deren Verbraucher durch die Kohlemagnaten ausgebeutet werden, noch der Bergarbeiter, die im Falle einer internationalen Verbindung dem internationalen Kohlenkapital weiter ausgeliefert sein würden.

Die Internationale der Bergarbeiterverbände hat auf ihrem Kongreß in Nimes zu Pfingsten dieses Jahres die Lösung der Weltkohlenkrise durch eine internationale Regelung erörtert. Sie fordert Errichtung eines internationalen Kohlenbureaus, das unter dem Einfluß des wirtschaftlichen Komitees des Völkerbundes tätig sein und sowohl Vertreter der Regierungen, wie der Arbeiter und der Unternehmer enthalten soll.

Aufgabe des internationalen Kohlenbureaus soll, wie in der Resolution gefordert wird, darin bestehen, internationale Maßnahmen zu ergreifen, die geeignet wären, die Ueberfüllung des Kohlenmarktes zu beseitigen, den Kohlenmarkt zu organisieren und vor allem die Kohlenproduktion zu verteilen, wobei dem Bedarf und den Verbrauchsmöglichkeiten des Handels und der Industrie Rechnung zu tragen wäre.

Das internationale Kohlenbureau würde gleichzeitig die Kontrolle über Ein- und Ausfuhr ebenso wie über die auf den verschiedenen Märkten zur Anwendung kommenden Preise ausüben. Dabei würde die Sozialisierung des Bergbaus und seiner Nebenbetriebe gefordert, die nicht allein einem privatkapitalistischen Monopol ein Ende bereiten, sondern darüber hinaus auch die internationale Einigung über Produktion, Preise und Absatzgebiete ermöglichen würde.

Einstimmig war der Wunsch nach einer internationalen Regelung der Arbeitsbedingungen, insbesondere der Arbeitszeitfrage. Heute zeigen die Verhältnisse in den verschiedenen Ländern ein sehr ungleichmäßiges Bild. Die tägliche durchschnittliche Arbeitszeit unter Tage beträgt in England 8½ Stunden, Frankreich 7½, Belgien 7½, Deutschland 8, die Tschechoslowakei 7½ Stunden. Die Konferenz fordert daher die Siedenzündensicht einschließlich Ein- und Ausfahrt, für die Arbeiter über Tage die 46-Stunden-Woche. Diese wird als erster Schritt für die Verwirklichung der Forderung der Bergarbeiter-Internationale zur Erämpfung des sechsstündigen Arbeitstages angesehen.

Eine Veränderung der politischen Machverhältnisse in den Kohlenländern, ein entscheidender Einspruch, vor allem auch in England, wären jedoch nötig, um diesen gerechten und angesichts der gesteigerten Leistungen der Arbeiter berechtigten Forderungen Geltung zu verschaffen.

gemacht werden darf. Das darf umföweniger gesehen, als die Gewerkschaften Diergarth Meissen ihre Förderung von 1,11 auf 1,16 Millionen erhöht haben, die Belegschaft aber sehr beträchtlich zurückging, nämlich von 4175 auf 3808 Mann, und zwar, wie der Geschäftsbericht selbst sagt, durch den weitgehend gelungenen Ausgleich der Mehrbelastungen infolge der Fortführung der Rationalisierung.

Dieses Beispiel ist durchaus beweiskräftig für die bewußte Irreführung der öffentlichen Meinung durch die deutsche Unternehmerschaft, und die Arbeiterschaft hat ein lebhaftes Interesse daran, ihrerseits diese Irreführungsmethoden immer wieder vor der Öffentlichkeit zu enttöhlen.

Der Abfall im neuen Kohlenjahr.

Seit April löst das neue Geschäftsjahr des Rheinisch-Westfälischen Kohlenyndikats. Im ersten Quartal des neuen Geschäftsjahres betrug der Gesamtumsatz 25,81 Millionen Tonnen gegenüber 30,72 Millionen Tonnen von Januar bis März 1928. Gegenüber Januar-März ist auch der arbeitstägliche Abfall von rund 397 000 auf rund 355 000 Tonnen gesunken. Die Gesamtförderung der Mitgliedszweigen betrug 26,87 gegen 30,90 Millionen Tonnen im vorhergehenden Quartal.

Der Monat Juni war günstiger als der Monat Mai. Der Abfall des Syndikats ist insgesamt von 8,22 auf 8,53 Millionen Tonnen gestiegen, was einer arbeitstäglichen Abfallsteigerung gegenüber Mai von 4,85 Proz. entspricht. Die Förderung der Mitgliedszweigen im Juni ist mit 8,83 Millionen Tonnen um 0,21 Millionen Tonnen niedriger als im Mai. Der Mehrabfall des Syndikats scheint also zu einem größeren Teile aus Haldenbeständen durchgeführt worden zu sein.

Nicht zuviel fragen!

Die Leistungsfähigkeit der Konsumvereine.

In Thüringen hatte es den Groll der Mittelständler nachgerufen, daß der Bezirkskonsumverein Thüringen-Mitte, Gotha, einige ihm als Mitglieder angeschlossene öffentliche Anstalten mit Brot belieferte. Sie richteten daher an die Regierung einige Anfragen. Die Antwort auf die eine lautet etwa wie folgt:

Es treffe zu, daß die Küche der Beamten der Landespolizei, Abteilung Gotha, vom Konsumverein Gotha mit Brot beliefert werde. Zur Begründung wird angeführt, daß die in den Polizeiantalküchen interniert wohnenden Beamten der Landespolizei Thüringen sich zur Herstellung der gemeinsamen Logisverpflegung zu Beamtenküchen zusammengeschlossen haben. Die Beamtenküche wird als Selbstverwaltungsangelegenheit der beteiligten Beamten durch eine von ihnen gewählte Küchenkommission verwaltet. Die Küchenkommission behauptet, das Brot des Konsumvereins sei wohlschmeckender als das der Bäckermeister.

Eine weitere Anfrage befaßt sich mit der Brotlieferung für das Landeskrankenhaus in Gotha. Hierzu sagt die Antwort u. a.:

Aus kaufmännischen und ökonomischen Erwägungen heraus habe das Landeskrankenhaus bisher von öffentlichen Auslieferungen der Lebensmittel Abstand genommen. Bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen sei es ein wichtiger Faktor, ob das Landeskrankenhaus freie Hand bei seinen Einkäufen habe oder nicht. Das Landeskrankenhaus habe stets an der Hand von eingehaltenen Angeboten eingekauft, in erster Linie auf gute Waren und Preiswürdigkeit der Waren gesehen und sei dabei stets gut gefahren.

Im allgemeinen würden auch die Badwaren des Konsumvereins von einem großen Teile der Anstaltsinsassen und des an der Anstaltskost teilnehmenden Anstaltspersonals bevorzugt. Diese Personen würden nicht gern auf den Genuss der vom Konsumverein gelieferten Badwaren verzichten wollen.

Man soll selbst bei der thüringischen Rechtsregierung nicht zuviel fragen, wenn man im Glashaus sitzt!

Teilstillegung der Lokomotivfabrik Henschel.

Die aus Kassel gemeldet wird, beabsichtigt die Lokomotivfabrik Henschel u. Sohn, die größte ihrer Art in Deutschland, eine vorübergehende teilweise Stilllegung in größerem Ausmaße. Sie hat für ihre Kesselschmiede und einen Teil der eigentlichen Lokomotivfabrik nach der Ablieferung der südafrikanischen Aufträge, d. h. ab September, so wenig zu tun, daß sie nach dem Ausschleiben größerer Reichsbahnaufträge nach ihren Angaben in der Kesselschmiede gegen 800 und im Lokomotivbau 500 bis 600 Arbeiter von ihrer fast 5000 Mann betragenden Gesamtbelegschaft entlassen muß. Der Demobilisationskommissionar wird den Stilllegungsantrag um so gründlicher zu prüfen haben, als es nicht ausgeschlossen ist, daß die an den Reichsbahnaufträgen beteiligte Industrie in der Frage der Tarifserhöhung auf die Öffentlichkeit, die Reichsregierung und unter Umständen auch das wohl bald in Tätigkeit tretende Reichsbahngericht einen Druck ausüben will.

Vom russischen Wohnungsbau.

Eine von der Arbeiter- und Bauerninspektion der Sowjetunion durchgeführte Revision hat eine große Anzahl von Mängeln im Wohnungsbauwesen festgestellt. Vor allem ist die Zahl der Organe, die das Wohnungsbauwesen regulieren, sehr groß. Die Qualität der Baumaterialien ist außerordentlich gering, während die Baumaterialienpreise noch wie vor hoch sind. Auch die Versorgung des Wohnungsbauwesens mit Arbeitskräften ist schlecht organisiert. Neben einem allgemeinen Mangel und einer ständig sinkenden Qualifikation der Arbeiter sowie einem Sinken der Arbeitsdisziplin ist eine Desorganisation der Bauarbeiten infolge schlechter Leitung festzustellen. Die Qualität der Bauarbeiten steht nicht auf entsprechender Höhe. Die Kosten der Bauarbeiten blieben trotz der Bergünstigungen, die man den bauenden Organisationen eingeräumt hat, hoch. Dabei schwanken die Kosten bei den einzelnen Organisationen bei Steingebäuden von 19,75 Rubel bis zu 32,50 Rubel für 1 Kubikmeter, bei Holzarbeiten von 14,85 Rubel bis 33,77 Rubel.

Rentable Waggonfabrik. Die Waggonfabrik R. Steinfuhr in Königsberg (Dipr.) gehört mit ihrem Aktienkapital von 2 Millionen Mark zu den kleineren deutschen Waggonfabriken. Sie kann für das Jahr 1927/28 einen günstigen Abschluß melden. Nach von 113 000 auf 166 000 Mark erhöhten Abschreibungen wird eine Dividende von 6 Proz. gegen 4 Proz. im Vorjahr zur Verteilung vorgeschlagen. Die Umsätze sind beträchtlich gestiegen.

Die Gründung eines spanischen Kohlenyndikats. Trotz der zahlreichen Proteste hat die spanische Regierung die Bildung eines Kohlenyndikats mit dem Sitz in Barcelona angeordnet, das sich aus Händlern, Importeuren und Bergwerksgesellschaften zusammensetzen soll. Ähnliche Syndikate sollen in Bilbao und Sevilla geschaffen werden. Sie sollen die inländische Erzeugung bis zu 60 Proz. verteilen. Ein von der Regierung eingesetzter Kohlenrat soll über die genaue Einhaltung der Kohlenquoten wachen.

Irreführung der Öffentlichkeit.

Sozialpolitik und Rentabilität.

Die deutschen Unternehmervereine und ihre Presse wenden gegenüber der neuen Reichsregierung in der Öffentlichkeit systematisch das Mittel an, für jede Erhöhung der Wirtschaftsverhältnisse in der Öffentlichkeit die „offizielle“ Sozial- und Lohnpolitik verantwortlich zu machen. Dieses Vorgehen hat Effekt und ist auch dann wirksam, wenn die Behauptungen in der Öffentlichkeit nicht widerlegt werden.

Ein gutes Beispiel für die Falschheit dieser Behauptungen ist der Geschäftsabluß der Steinkohlegewerkschaften Diergarth, Meissen I/IV in Rheinhausen (Niederrhein). Die Gewerkschaft weist einen Reingewinn von noch nicht 10 000 Mark aus, der auf das nächste Geschäftsjahr vorgetragen wird. Die Rentabilität scheint also zu fehlen. Im Geschäftsbericht heißt es: „Es muß dringend verlangt werden, daß die zuständigen Stellen endlich damit Schluss machen, auf Kosten des schon überbelasteten Bergbaues besonders auch im Interesse der gesamten Volkswirtschaft weitere Belastungen aus rein politischen Gründen vorzunehmen. Solche kurzfristigen Maß-

nahmen führen zur Entlegung von Feierschichten, Einschränkung der Förderung und Stilllegung von Zechen, wodurch in erster Linie die Arbeiterschaft getroffen wird.“

Die Bemerkung des Geschäftsberichtes ist typisch für die Politik, die offizielle Lohn- und Sozialpolitik in der Öffentlichkeit zu denunzieren. Wie liegen aber die Dinge?

Der Geschäftsbericht sagt an einer anderen Stelle, daß das Jahr 1927 eine monatliche Mehrausgabe von 50 000 Mark infolge von Lohnerhöhungen gebracht habe. Nehmen wir an, daß das für alle zwölf Monate gilt, so sind das 600 000 Mark. Gleichzeitig wird aber mitgeteilt, daß pro Tonne der Gesamtförderung von 1,16 Millionen Tonnen für die Syndikatsumlage 1,10 Mark mehr erhoben worden sind. Rechnen wir auch hierfür das ganze Jahr, so beträgt die Mehrbelastung aus der Syndikatsumlage 1,28 Millionen, das ist mehr als doppelt soviel als die angebliche Mehrbelastung durch Lohnerhöhungen. Aus der Differenz von 688 Millionen Mark hätte eine ganz anständige Ausbeute verteilt werden können.

Worauf es hier ankommt, ist dies: Nicht Lohnerhöhungen und Sozialkosten haben die Lage für die Gewerkschaften Diergarth Meissen erschwert, sondern die schwieriger gemordenen Abfallverhältnisse, die sich aus der internationalen Kohlenkrise ergeben und für die die Lohn- und Sozialpolitik nicht verantwortlich

Der misrattene Sohn.

Von Wsewolod Iwanow.

(Aus dem Russischen übertragen von Hans Ruoff.)

Der Anfang dieser wunderlichen Geschichte von dem kaukasischen Bergführer Meshadi Faru Abbas, genannt „der vergnügte Meshadi“, liegt weit zurück in die Zeit vor dem großen Krieg. Der ruhmreiche Meshadi hatte eine herrliche Frau und ein prächtiges Pferd, auf dem er zweimal am Tage, des Morgens und des Abends, durch die Stadt ritt, indes er die übrige Zeit im Kaffeehaus saß und wartete, bis russische Sommerfrischler es sich einfallen lassen würden, in die Berge zu gehen. Was sie dort eigentlich so sehenswert fanden, ist bis auf den heutigen Tag unbekannt, doch erhielt Meshadi dafür Geld und heimische zugleich den Dank der Frauen ein. Da, es war sogar ein Tag, an dem er dreizehnfachen Dank von dreizehn zufriedenen Frauen entgegennahm, wobei die letzte von ihnen sogar Tränen vergoß und ihn einlud, mit ihr nach Moskau zu fahren. Aber Meshadi war ein stolzer Mann — und warum sollte er auch die Berge verlassen?

Eines Tages nun bekam ein russischer General, ein schöner und ebenfalls vergnügter Mann, das Weib des vergnügten Meshadi zu Gesicht und war von ihrem Anblick so bezaubert, daß er darüber vergaß, seine Soldaten egerzieren zu lassen: wie die Gemsen in den Bergen, so strichen sie durch die Stadt und richteten solchen Schaden an, daß die Händler eines Tages zu Meshadi sagten:

„Vergnügter Meshadi, du siehst so lange zu Hause, und der General langweilt sich in Erwartung der Zeit, da du das Haus verlassen wirst, wir aber haben nichts als Schaden von den Soldaten des Generals. Geh doch gleich am frühen Morgen ins Kaffeehaus, trink dort auf unsere Kosten Kaffee und beslechte dich des Würfelspiels, auf das der General sich nicht zu langweilen braucht.“

Meshadi lächelte und sagte, daß er schon lange auf diese Einladung gewartet habe. Und so saß er von jetzt ab im Kaffeehaus und langweilte sich, aber er hatte keine Soldaten, und so kümmerlich sich die Händler nicht um seine Vergewaltigung. Doch plötzlich erfüllte Gehirgerstolz die Seele Meshadis, und er beschloß, sich zu rächen. Er kaufte sich einen schönen Dolch, umgürtete seine schlanken Hüften, ging zu der Generalsgattin und sprach, die Hand am Dolche:

„Ich habe in den Bergen einen Felsen von noch nie dagewesener Schönheit entdeckt, der glühert wie Rubin und Smaragd; man kann von ihm bis in den Himmel schauen und vielleicht auch Gott sehen. Befehle ein Pferd zu fassen, und der vergnügte Meshadi wird euch zu jenem Felsen führen.“

Und die Generalsgattin, neugierig wie alle Frauen, befahl ein Pferd zu fassen. Darauf führte Meshadi sie auf jenen Pfaden in die Berge, auf denen er alle Russinnen zu ihrer Zufriedenheit geführt hatte. Er brachte sie auf Wiesen, wo von Kirschen umgeben, Blumen blühten, — und die Generalsgattin vergaß alsbald nach dem Wunderfelsen zu fragen. Sie ritt mit ihm viele Male in die Berge, und jedesmal vergaß sie nach dem Felsen zu fragen; Meshadi aber langweilte sich jetzt nicht mehr, wenn er im Kaffeehaus saß, und freute sich an dem Gedanken, daß man auch ohne Soldaten zu haben, General sein kann.

Als nach der üblichen Zeit die Generalsgattin einen Sohn zur Welt brachte, ließ der General den vergnügten Meshadi zu sich kommen und sagte:

„Meine Frau war unfruchtbar, aber die kaukasischen Berge haben sie geheilt. Sie doch, wie blond und helläugig mein Sohn ist und wie man die ganze russische Kasse an ihm erkennt.“

Domohl aber sein Sohn schwarz war wie der Schreden Meshadis, so bestärkte doch der vergnügte Bergführer des Generals Worte:

„Ja, er ist blond und man erkennt in ihm die russische Kasse.“ Der General schenkte ihm Geld und eine Ohrfeige obendrein, worauf Meshadi, beides mit dem ihm eigenen Stolz und mit Würde entgegennehmend, das Haus mit den Worten verließ:

„Rache ist süß, insbesondere wenn man sich darauf versteht, so wohl Genugtuung, als auch noch das Geld obendrein zu erhalten.“

Der General verließ die Stadt, Meshadi aber war noch wie vor vergnügt und ritt zweimal am Tage auf seinem prächtigen Pferd durch die Stadt. — — —

Der große Krieg war schon vorüber, Meshadi lächelte sich bereits oft werden, und seine Einnahmen verringerten sich, und doch glaubte er in seinem Stolz, daß sie sich durch die Kriegszeit und nicht wegen seines Alters verringert hätten. Als eines Tages Soldaten die Stadt besetzten und Maschinengewehre in den Bergen trifferten, las Meshadi den Befehl, der die Jagd in den Bergen verbot und mit dem vollen Namen des „Mondens“ Generalssohnes unterzeichnet war. Da wurde es Meshadi wehmütig ums Herz, er nahm sein Gewehr und ging in die Berge. Dort erblickte er ein Rebhuhn — vielleicht war das aber überhaupt keins — und feuerte das Gewehr ab. Drei Soldaten umringten ihn und führten ihn vor den Mann, der den Befehl unterzeichnet hatte. Der ritzelte seine schwarzen Bronen und sagte:

„Du alter Esel hast doch den Befehl gelesen und weißt, daß es verboten ist, in den Bergen zu schießen? Hängen sollte ich dich lassen oder dir doch zum mindesten eine Kugel in dein dummes Maul jagen, weil du die Zähne stochst wie ein Hund. Aber ich bin ein guter Mensch und werde dich nur ausspäthern lassen.“

Was sollte Meshadi auf solche Rede erwidern? Stolz streifte er die Hosen herunter und sagte: „Los!“ Und nachdem er die gefühlige Zahl von Peitschenschlägen entgegengenommen, richtete er sich wieder auf und sagte: „Ich habe nie an Sohnesdanbarkeit geglaubt!“ (Schluß folgt.)

Der Hamburger Hafen.

Eine Deutschlandsfahrt.

Die Geschichte des Hamburger Hafens ist eine Geschichte der Technik und der Industrialisierung des Erdballs, darüber hinaus aber auch eine Strophe aus der eisernen Ballade der Arbeit. Noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es in Hamburg nur eine einfache Keede. Die Schiffe waren meistens Segelschiffe und lagen im Strom an den großen Pfahlgruppen vertäut. Die Arbeit war handarbeitlich. 1863 wurde das erste Hafenbecken gebaut, die Keimzelle zu der ungeheuerlichen Fülle der vielen Anlagen, in denen heute die Güter unserer Erde sich sammeln in den Schiffen, in den Lagerhäusern, auf den Kais, bewegt vom Schwung der Krane, Verladebühnen, Laufkatzen und der Kraft der rund 20.000 Arbeiter. Jeden Morgen kurz vor sieben Uhr beginnt der Ansturm der Proleten nach den Kais und Lagerhallen. Jeden Nachmittag stürzen sie, wie erste Schicht, aus dem Elbtunnel ans Licht, zittern mit den

Die Probleme der Verjüngung.

Von Dr. Paul Berndt.

Die Gegner des Verjüngungstheoretikers Boronoff sind in letzter Zeit stark gemachlen. Man stand in medizinischen Kreisen schon immer den Experimenten dieses, mit viel Reklamegeschrei arbeitenden Pariser Russen skeptisch gegenüber, und seine phantastischen Aeußerungen, die selbst vom Bösen als völlig unwissenschaftlich erkannt werden konnten, hatten zur Folge, daß die ganze Verjüngungstheorie stark diskreditiert wurde. Ernste Forscher, wie Prof. Steinhilber hatten darunter sehr zu leiden, da besonders in Vorträgen ihre ersten wissenschaftlichen Arbeiten mit den mehr spielerischen Experimenten Boronoffs verwechselt wurden. Im Gegensatz zu Prof. Steinhilber, der bekanntlich seine ganze Theorie auf die Neubildung der Sekretion gewisser Hormondrüsen im menschlichen Körper stützt und diese Neubildung durch einfache operative Eingriffe erreicht, hat Prof. Boronoff die Drüsen von Menschenaffen in den menschlichen Körper verpflanzt, um mit Hilfe dieser neuen Drüsen eine Verjüngung zu erzielen.

Deutsche Wissenschaftler haben in letzter Zeit sich die Aufgabe gestellt, die Experimente Prof. Boronoffs einer genauen Kontrolle zu unterziehen. Ueber die aufsehenerregenden Ergebnisse dieser Untersuchungen berichtet in der deutschen Zeitschrift für Chirurgie Dr. B. Hoffmeister, der Assistent des bekannten Chirurgen Prof. Beger in Freiburg. Dr. Hoffmeister hat die Experimente Prof. Boronoffs, die Uebertragung von Affendrüsen in den menschlichen Körper, die medizinisch unter den Begriff der Organtransplantation fallen, nachgeahmt und dabei eine genaue Kontrolle der Ergebnisse sowie auch der sich medizinisch abspielenden Vorgänge vorgenommen.

An einem 54jährigen Mann, bei dem sich die Anzeichen frühzeitigen Alters: Hautergrauung, Ergrauung der Haare, körperliche Ermüdung bemerkbar machten, nahm Dr. Hoffmeister die Boronoffsche Verjüngungsmethode vor. Einem Java-Affenmännchen wurden die Drüsen entnommen und dem Verjüngungskandidaten auf operativem Wege eingepflanzt. Dr. Hoffmeister bezeichnet den rein chirurgischen Vorgang als ein „Kinderpiel“. Auch die Wundheilung ging ohne jede Schwierigkeiten vonstatten. Obwohl also die Operation vollkommen einwandfrei vollzogen und gelungen war, zeigten sich bei dem Operierten jedoch keinerlei Verjüngungserfolge weder auf körperlichem noch auf geistlichem Gebiete. Es war klar, daß die Neubildung der inneren Sekretion, die durch die Ueberpflanzung der Drüsen des Java-Affens hätte eintreten müssen, nicht erreicht worden war. Man entschloß sich deshalb, den Zustand der Drüsen

noch einmal zu überprüfen und dabei zeigte es sich, daß die Affendrüse entweder teilweise vom Körper aufgesaugt oder zum anderen Teil abgestorben war. Sie hatte also in keiner Weise auch die Organfunktionen der Drüse im menschlichen Körper übernommen; die Transplantation hatte sich lediglich auf die Zellgewebe erstreckt, ohne daß das Gewebe seine Funktionen wieder aufgenommen hatte.

Diese Erfahrungen machten Dr. Hoffmeister stutzig, und er wiederholte die Experimente an Tieren. Er nahm einen dreizehnjährigen Schäferhund, der schon typische Alterserscheinungen zeigte und „verjüngte“ ihn durch Einpflanzung der Drüsen eines 2½jährigen Schäferhundes. Wieder gelang diese chirurgisch einfache Operation dem Hund. Wieder gelang diese chirurgisch einfache Operation etwa vier Wochen zeigten sich tatsächlich Erscheinungen einer gewissen Verjüngung. Der ganze Organismus geriet in einen Reizzustand, und dieser Zustand hielt etwa drei Monate an, dann aber trat plötzlich ein rapider Verfall der Kräfte ein, so daß der Hund auf Wunsch seines Besitzers nach kurzer Zeit getötet werden mußte.

In der Freiburger Chirurgischen Klinik unternahm man auch an diesem Beispiel eine genaue Nachprüfung der Vorgänge, die sich nach der Drüsenüberpflanzung abgespielt hatten, und dabei wurde festgestellt, daß auch hier die Organübertragung praktisch nicht gelungen war. Die Drüsen des jungen Tieres hatten nicht etwa ihre Funktionen wieder aufgenommen, sondern lediglich die in ihnen aufgespeicherten Hormone an den Körper des alten Schäferhundes weitergegeben.

Diese Zuführung neuer Hormone hatte naturgemäß die beobachteten Verjüngungsercheinungen zur Folge, aber nachdem die in den Drüsen vorhandenen Hormone aufgefressen waren, entwickelte die Drüse keine neue Sekretion, so daß ein sofortiger und rapider Kräfteverfall eintrat.

Dr. Hoffmeister schließt daraus, daß die Behauptung Prof. Boronoffs, daß die Drüsen nach ihrer Verpflanzung ihre Tätigkeit wieder aufnehmen, irrig ist. Die Erfolge der Boronoffschen Verjüngungsexperimente sind nach seiner Auffassung lediglich durch die Tatsache zu erklären, daß mit den Drüsen zunächst neue Hormone dem Körper zugeführt werden. Es handelt sich also nicht um eine Neubildung der Funktion, sondern lediglich um die Zuführung von Ersatzstoffen für die innere Sekretion, die nach einiger Zeit verbraucht sein müssen, worauf dann der zeitweiligen Verjüngung ein so schneller Kräfteverfall folgt.

breiten Fährbooten an, strömen endlos nach St. Pauli hinauf, fahren mit den Schnellbahnen in die Wohnquartiere. Pausenlos, in drei Schichten, geht die Arbeit. Der Schichtlohn bewegt sich zwischen acht und zehn Mark.

1854 begannen die ersten Lohnverhandlungen im Hafen. Die Ewerführer verlangten die vierzehnstündige Arbeitszeit. In den sechziger Jahren wird der erste Streik geführt und geht verloren. Das Sozialistengesetz zertrümmert alle Verbände. Dann kommt die erste Walfahrt und legt den Hafen still. Die Unternehmer antworten mit Aussperrung. Hin und her geht der Kampf in den folgenden Jahren. Die Arbeiter erringen am 1. Mai 1913 einen großen Sieg: den Neunstundentag. Der November 1918 brachte den Achtstundentag, brachte die Vereinigung aller Hafenarbeiter, Seelente, Straßenbahnkassierer usw. im Deutschen Verkehrsband.

Wir fahren mit der Verbandsbarke zuerst nach dem Köhlbrand hinüber, zu den Kindern. Wir sehen bei den Landungsbrücken schon die 3200 Kinder, die von der Arbeiterwohlfahrt nach dem schönen Strand gebracht werden. Der Hafen raucht und brüllt. Von den mächtigen Werften donnern die Pressluftschlämmer. Ein englischer Frachter kommt. Wir fahren esbauwärts, passieren das schwarze, verrußte Schiff und legen am Köhlbrand an. Endlos dehnt sich der Strand. Schrei springt uns ans Herz. Immer neue Fährboote wägen sich in der gelben Flut und schaukeln die kleinen Menschen darüber. Wir gehen durch die blyhsaubere Küche, in der vier große Dampfessel das Frühstück vorbereiten. 1200 Liter Kaffee und die großen Rosinenbrote, die von der Konsumgenossenschaft „Produktion“ besonders gut für die Kinder gebacken werden. Dann gehen wir an den Strand, in die gelinde Salzküste, die ebenso wichtig ist wie Milch, Rosinenbrot, Kaffee und gutes Essen, und erleben vor dem großartigen Schauspiel des Hafens das ebenso großartige Schauspiel proletarischer Solidarität: 3200 Kinder aus der steinernen Stadt zu lösen, sie zu pflegen, zu speisen. 120 Helfer, Jungen und Mädchen aus der Arbeiterjugend, leiten die jüngeren Kameraden. Immer neue Gruppen formieren sich um die Helfer. Dort sind die „Sturmfallen“ verlammt, dort die „Wäden“; das da sind die „Lachtauben“, und die schwarze Fahne mit dem goldenen Totenkopf gehört der „Gruppe Brausam“. Die Kinder haben sich selbst ihre Gruppennamen ausgefucht. Das Gemeinschaftsgefühl entwickelt sich am Strand. Der Hafen, die vorüberfahrenden Schiffe, der ausgewählte gelbe Fluß, die roten Mauern der Docks, die hohen Gerüste der Heulen, die selbstverständliche Hilfe der älteren Kameraden, das sind die Schaupiele, die pausenlos abrollen und auch dann noch unvergänglich sind, wenn das Hornsignal zum Mittagessen ruft, wenn die Stunde der Ruhe oder der Gymnastik beginnt, wenn die Flut steigt und das tühle Wasser lockt, wenn die frühesten Spiele toben.

Im Kohlenhafen liegen die schwarzen Anthrazitdampfer aus England. Bei Woshm und Wosk, der großen Werft, sehen wir neue Schiffsbauten, stählerne Fragmente wie die erste Etage eines Wolkenkratzers oder einer Fabrik. Wir fahren an schwimmenden Palästen vorüber, deren Querschnitt von der ersten bis zur dritten Klasse ein grauamer Querschnitt durch die soziale Struktur unserer Gesellschaft ist. Dort liegt ein großes Tankschiff. Es kam aus der Antarktis, war neun Monate auf Fang, hat 56 Walfische harpuniert und fabrikmäßig verarbeitet. Die Biermostbarke „Pallat“, die wir passieren, kam aus Chile und brachte Salpeter. Der große Portugiese dort verlädt Holz. Ein Brasilianer wird gefischt. Mächtige Edelholzstämme fallen in breite Schuten. Wäden schwingen vorbei. Einmal zwischen Kollibri um den Mahagoni. Wir passieren große Kais voller Arbeit, sehen alte Schuppen, die bis ans Dach mit Reis gefüllt sind. Neue Schuten liegen tief im Wasser, schwer belastet mit den großen Vierantblenden brasilianischen Holzern. Dann fahren wir an einem alten Trampschiff vorbei, das von fahrbaren Getreidehebern betankt ist, die ihre hohen Saugrüssel in den tiefen Bauch des alten Kastens senken. Das Schiff

daneben ist ein Engländer aus Glasgow. An der Schiffswand stehen frei auf hängendem Brett drei Männer. Sie streichen das Schiff an. Es sind drei indische Proletarier. Eine Schute schwimmt vorbei. Sie ist mit spanischem Kork beladen. Dann kommen wir in Hafenbecken, in denen sich das Mineralföl angeleitet hat. Große Tanks runden sich. Daneben lagert Kohle und Koks. Baumwollschwingel in großen Ballen über die Bordwand eines amerikanischen Schiffes. Überall ist Arbeit und Bewegung, Geschrei und Gebrüll.

Bei Blohm und Wosk baut sich der größte Kran der Erde auf. Er hebt 250 Tonnen. Umweil des Krans liegt der russische Dampfer „Kursk“, umringt von den schwimmenden Getreidehebern, von denen jeder in acht Stunden 1000 Tonnen Korn verladen oder löschen kann. Rußland kauft im Hamburger Freihafen Getreide. . . Wir fahren immer weiter. Hafenarbeiter winkten. Ewerführer grüßen ihre Verbandsbarke. Ein Ueberseesdampfer kommt. Die gelbe Fahne, die „Peitschlagge“, weht noch am Mast. Die Vulkanwerft raucht, dröhnt, kraxelt. Wir fahren an Rumänen, Griechen, Spaniolen, Kormegern, Brasilianern und Engländern vorüber. Dort liegt ein Japaner. Wir fahren durch alte und neue Häfen. Im neuen Hafen Woltershof sehen wir Kohlen- und Getreideschiffe. Der wölbigte Rumpf eines Schlachtschiffes, der im Kriege für Griechenland gebaut und nicht abgenommen wurde, liegt verfallen im Wasser und verkommen. Neue Kais und Lagerhallen werden gebaut. Das letzte freie Land am Wasser, vom preußischen Gebiet unklammert, wird ausgebaut. Die großen und auch die mittleren Schiffe sind nur noch schwimmende Fabriken oder schwimmende Paläste. Die Maschine verdrängt auch an den Kais und in den Lagerhallen immer mehr die menschliche Arbeitskraft. Mit dem Hafenbetriebsrat gehen wir in einen großen Schuppen und sehen, was die „Hamburg“ löst. Das Schiff kam aus New York und brachte 1400 Passagiere und 3600 Tonnen Frucht: Autoteile und fertige Wagen der General Rotors, Kupferbarren, Bleibarren, Zimbarren, dazwischen Isos Getreide, Sped, Fett, getrocknete Pfeffer, Wolle, Tabak, Mehl, einige tausend Häute. In großen Ballen kam auch Schrott aus Amerika.

Die Arbeit auf dem Kai und im Lagerhallen ist schwer. Die Barren und Ballen wiegen 80 Kilogramm, 150 Kilogramm. Die Lasten werden mühsam auf erhöhten Holzstapeln zusammengetragen. Dann kommt das Hupauto, schiebt sich unter die Frucht und schleppt sie mühelos weiter. Der Mann mit seinem Hupauto leistet das selbe, was früher 16 Arbeiter schafften. Max Barthel.

Wetterleuchten. In schwülen Nächten wird in unseren Breiten der Himmel oftmals vom Widerschein ferner Blitze erleuchtet. Man sieht nicht den Blitz selbst, hört auch selten den Donner dazu. Was man sieht, ist nicht die Funkenstrecke des Blitzes selbst, der oft viele hundert Kilometer entfernt durch die Luft fährt, sondern ein allgemeines Hellwerden des Himmels. Da die Gewitter sich meist in ganz geringer Höhe über der Erde abspielen, kann man sie wegen der Erdkrümmung nicht sehr weit sehen. Ein Blitz in 800 Meter Höhe ist nur 100 Kilometer weit sichtbar, während die Härbarkeit weiter geht, allerdings mit bestimmten „toten Zonen“ dazwischen. Das Wetterleuchten ohne Donner scheint hoch am Himmel seinen Ursprung zu haben, nicht wie es beim Anblick eines kernen Blitzes sein müßte — am Horizont. Woher kommt also das Wetterleuchten?

Die Grenze der Luft gegen den Weltraum zu ist eine dünne gefrorene Gashaut, wahrscheinlich fester Stickstoff. Diese Haut gibt Anlaß zum bekannten ersonnlich guten Hören ferner Radiostationen und ihre Bewegung zeitig den Effekt des „Fading“, d. h. des wachsenden Ausbleibens und Empfangens. Diese gleiche Schicht spiegelt nun auch starke Blitze wider und vermag dieses Spiegelbild z. B. bei 100 Kilometer Spiegelhöhe auf 1000 Kilometer zu senden, bei 400 Kilometer Spiegelhöhe 2200 Kilometer weit. Damit ist auch erklärt, warum man das Wetterleuchten hoch am Himmel sieht, sowie auch, warum es so ausgedehnt erscheint. Ersteres folgt aus dem Vorgang der Spiegelung, letzteres aus dem Umstand, daß nicht ein einzelnes Flächenstück spiegelt, sondern viele.

